

II. Sprachgeschichte im gesellschaftlichen Verständnis

20. Die Sprachgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts

1. Begriffsbestimmung
2. Konzeption
3. Tradition und Vorbilder
4. Grundzüge soziärer Sprachtheorie und Sprachpflege
5. Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts im einzelnen
6. Soziäre Sprachpflege im 18. Jahrhundert
7. Literatur (in Auswahl)

1. Begriffsbestimmung

Als *Sprachgesellschaften* (SG) können diejenigen Sozietäten gelten, bei denen die Sprache im Fokus aller Aktivitäten steht, seien diese auf die Struktur der Sprache gerichtet (z. B. Anfertigung grammatikographischer oder lexikographischer Arbeiten) oder seien sie sprachkritischer Natur (z. B. Beurteilung gesellschaftlicher oder moralisch-sittlicher Zusammenhänge anhand sprachlicher Phänomene). Auch das Verfassen von Dichtungen und Übersetzungen kann Teil der Arbeit einer SG sein, sofern es maßgeblich im Dienst der Sprachpflege steht.

Kennzeichnend für sprachgesellschaftliches Wirken ist stets die Auffassung, daß eine Sprache weder nur lexikalisch-grammatisches System noch bloß technisches Werkzeug der Kommunikation ist, sondern immer zugleich Träger kultureller (u. a. ästhetischer), gesellschaftlicher (u. a. moralischer) und politischer Werte und Überzeugungen, die sich im Sprachsystem wie in den Akten der Kommunikation unweigerlich manifestieren. Die soziäre Arbeit dient dazu, einzelnen dieser Werte durch entsprechende Normierung von Sprache und Regelung ihrer Verwendungsweisen besonderen Ausdruck zu verleihen. Wenn auch eine Trennung der Behandlung von Fragen der Sprachstruktur (Orthographie, Orthoepie, Flexion, Wortbildung, Lexik, Syntax), der gesellschaftlichen, moralisch-sittlichen, historisch-politischen Bewertung von Sprache sowie ihrer dichterischen Gestaltung innerhalb der sprachgesellschaftlichen Tätigkeit im Einzelfall durchaus möglich ist, bleibt ihre programmatische Verknüpfung jedoch das eigentliche Kennzeichen soziärer Spracharbeit.

Bei rein systematischer Bestimmung ließen sich daher sowohl die Fruchtbringende Gesellschaft des Barock als auch der 1885 gegründete Allgemeine Deutsche Sprachverein als SG bezeichnen. Der Wahl des Ausdrucks „Sprachgesellschaft“ für beide Institutionen steht jedoch der spätestens seit dem 19. Jh. verbreitete Brauch der Forschung entgegen, ausschließlich die Sozietäten des 17. Jahrhunderts mit dieser Bezeichnung zu belegen und bei vergleichbar gelagerten Institutionen späterer Jahrhunderte von ‘Einrichtungen der Sprachpflege’ o. ä. zu sprechen.

Im vorliegenden Beitrag ist aus darstellungstechnischen Gründen von ‘den SG des 17. und 18. Jahrhunderts’ die Rede.

2. Konzeption

Die im Zentrum sprachgesellschaftlichen Wirkens liegende Beschäftigung mit der dt. Sprache ist Teil einer im gesamten Europa der Frühen Neuzeit zu beobachtenden Hinwendung zu den Volkssprachen. Als Ursachen lassen sich u. a. erkennen:

- die Veränderung der ökonomischen und politischen Verhältnisse, insbesondere die Intensivierung des Handels und die Herausbildung neuer Verwaltungsstrukturen (in Deutschland: Notwendigkeit einer innerhalb der Territorien und über ihre Grenzen hinweg funktionierenden Verwaltungssprache);
- die Bewertung der Muttersprache als Ausdruck politischer und kultureller Identität;
- die durch den Buchdruck ermöglichte Ansprache breiterer, des Lateinischen nicht mächtiger Leserschichten;
- die Entwicklung neuer Fach- und Forschungsgebiete;
- die Durchsetzung einer realienorientierten Pädagogik und Didaktik (in Deutschland u. a. Wolfgang Ratke und Johann Comenius).

Die Aufwertung und Kodifizierung der Volkssprachen bedeutet das Ende des Lateinischen als alleiniger Sprache des gelehrten Diskurses. Sie setzt in der Romania ein (Dante: *De vulgari eloquentia*, um 1303; Antonio de Nebrija: *Gramá-*

tica de la lengua castellana, 1492; Joachim du Bellay: *La deffence et illustration de la langue françoise*, 1549 etc.) und führt in Deutschland um 1534 zur ersten volkssprachlichen Grammatik des Dt. (Valentin Ickelsamer). Die SG setzen diese Linie fort, indem sie die Etablierung einer dt. Hochsprache anstreben, die in einem verbindlichen Regelwerk kodifiziert, zur Produktion als hochwertig geltender Texterzeugnisse (insbes. der Dichtung, aber auch der Fachsprachen) fähig und von den führenden gesellschaftlichen Kreisen getragen ist.

Diese Spracharbeit der SG ist, insbesondere in den Sozietäten des 17. Jhs., von der Überzeugung getragen, daß die Pflege der dt. Sprache und Dichtung unmittelbar dem Nutzen der vorausgesetzten Kulturgemeinschaft und der politischen Einheit 'Deutschland' dient. Die Annahme, daß eine hochentwickelte Sprache nicht nur Spiegel des sozialen, kulturellen und politischen Zustandes einer Gemeinschaft ist, sondern zur positiven Entwicklung dieser Gemeinschaft entscheidend beitragen kann, bedeutet, daß die praktische Spracharbeit und die ihr zugrundeliegenden sprachtheoretischen Konzeptionen der SG — darunter auch die Bewertung der Geschichtlichkeit von Sprache sowie die Beschreibung der Geschichte des Dt. — mehr oder weniger stark von diesem gesellschaftlichen Anliegen geprägt sind (s. u. 4.).

Das Wirken der SG schlägt sich konkret in der Anfertigung einschlägiger Schriften nieder, wobei es sich nur selten um Arbeiten im Auftrag einer jeweiligen SG, in aller Regel dagegen um Eigenleistungen einzelner Mitglieder handelt. Der Grund ist der — etwa im Gegensatz zu den späteren Akademien — vergleichsweise lockere institutionelle Rahmen der SG, deren konkrete sozietäre Arbeit sich auf z. T. seltene Zusammenkünfte, die Korrespondenz zwischen einigen engagierten Mitgliedern (vgl. Bellin 1647; Ertzschein; Bircher 1991; Conermann 1992) und auf wenige begleitende Publikationen (z. B. die „Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ der Leipziger Deutschen Gesellschaft) beschränkt. Gerade die Korrespondenz aber zeigt, daß die sprachtheoretische und grammatikographische Ausrichtung vieler dieser Einzelarbeiten auch von den Auseinandersetzungen unter den Gesellschaftern geprägt ist, so daß den SG als Institutionen insgesamt eine wichtige Orientierungsfunktion für die Spracharbeit der Mitglieder zukommen scheint. Umgekehrt wird in programmatischen Schriften nicht selten das grammatikographische oder poetologische Werk einzelner Mitglieder als Werk einer bestimmten SG ausge-

wiesen (z. B. Hille 1647, zu Harsdörffer: 201 ff., zu Schottelius: 203 ff.; auch in Neumark 1668, 446). Zur Charakterisierung der sozietären Positionen in Sprachtheorie und Sprachpflege können daher nicht nur die Satzungen und sonstigen programmatischen Schriften der SG selbst, sondern auch Arbeiten ihrer Mitglieder zumindest bis zu einem gewissen Grade herangezogen werden.

3. Tradition und Vorbilder

Die dt. SG stehen im Kontext einer europäischen Sozietätsbewegung, die im Humanismus und damit letztlich in der Antike (platonische Akademie) fußt und mit besonderer Intensität im 17. und 18. Jh. um sich greift (Garber/Wismann 1996, Garber 1996, Flamm 1994, Garber 1990, Hammermayer 1983, Vierhaus 1980, Berns 1978, Hartmann/Vierhaus 1977, Hammermayer 1976). In ihr verbinden sich fachbezogene mit gesellschaftlichen, politischen, pädagogischen und religiösen Elementen.

An Traditionen finden unterschiedlichste Einflüsse zusammen, u. a. humanistische Sozietätstraditionen, wie sie etwa in den Gesellschaften zur Pflege der lateinischen Redekünste präsent sind (z. B. in der 1495 gegründeten „Sodalitas literaria Rhenana“ des Konrad Celtis), die Tradition des Meistersangs (vgl. die Untergliederung der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ in sog. „Zünfte“ sowie die Aufnahmearten der verschiedenen SG), die Traditionen religiös geprägten Gesellschaftswesens, wie sie in Logen, Sekten und auch alchemistischen Gesellschaften gegeben sind. Aufgrund dieser zuletzt erwähnten Anklänge wurden die SG des 17. Jhs. in der Forschung sogar in die Nähe von Geheimbünden gerückt (z. B. Keller 1907), eine allerdings nicht überzeugende Deutung. Anders gelagert sind diese letzteren Zusammenhänge allerdings im Falle der Belletristischen Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften, die im Zuge der Illuminatenverfolgung durch Kurfürst Karl-Theodor 1785/86 unter dem Vorwurf der Geheimbündlerei aufgelöst wurde (dazu Hammermayer 1983/II, 330 ff.).

Interessant ist die Einschätzung der sozietären Traditionen durch die Mitglieder der SG selbst, wie sie z. B. Philipp von Zesen liefert, der die „Deutschgesinnete Genossenschaft“ in einen mit den altägyptischen Priestergemeinschaften einsetzenden und bis zu den naturforschenden Gesellschaften der Gegenwart reichenden Traditionszusammenhang stellt (Zesen 1669, „Vorbericht“).

Das sozietäre Umfeld, in dem die SG stehen, ist für das 17. und das 18. Jh. nicht identisch.

Während unter den geistlichen und weltlichen Institutionen zur Zeit des Barock religiös ausgerichtete Orden und Logen, Ritterorden, Tugendgesellschaften und Ausbildungsstätten wie Universitäten und Ritterakademien (dazu Berns 1978) dominieren, treten zum 18. Jh. hin Ökonomische, Naturforschende, Medizinisch-Physikalische, Philosophische und Patriotische Gesellschaften, schließlich stark zunehmend auch die Akademien hinzu. Sprachbezogene und künstlerische Anliegen werden außer in den Deutschen Gesellschaften auch in den Literarischen Gesellschaften, den Rednergesellschaften, den weit verbreiteten Lesegesellschaften sowie in den Belletristischen Klassen der Akademien berücksichtigt (Literaturangaben s. o.). Das humanistische Konzept einer *res publica litteraria* wird allmählich durch aufklärerisches Gedankengut und damit einen Erziehungs- und Bildungsgedanken abgelöst, der von der Vorstellung der Erschließung der Welt durch den vernünftigen Menschen, zum Nutzen und Wohle aller getragen wird. Viele der Sozietäten des 18. Jhs. haben dementsprechend Fragen der praktischen Lebensgestaltung zum Gegenstand.

Unter den außerdt. Vorbildern der SG sind italienische und niederländische Sozietäten die wichtigsten (zu Schweden vgl. Blume 1978). In Italien sind bereits im 15. Jh. zahlreiche Sozietätsgründungen zu verzeichnen (zur umfangreichen italienischen Sozietätstradition vgl. Buck 1977). Die für den deutschsprachigen Raum einflußreichste italienische Gesellschaft ist die 1582 gegründete *Accademia della Crusca*, die sich die Pflege der toskanischen Sprache zum Ziel setzte und 1612 ein einschlägiges Wörterbuch veröffentlichte. Zum unmittelbaren Vorbild der Fruchtbringenden Gesellschaft wurde sie durch die Mitgliedschaft Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen, des späteren Oberhauptes der dt. Gesellschaft. Viele der institutionellen Kennzeichen der Fruchtbringenden Gesellschaft und, in der Folge, anderer dt. SG (wie die Vergabe von Gesellschaftsnamen, von Devisen etc.) gehen maßgeblich auf das italienische Vorbild zurück.

Auch die Niederlande weisen in der Frühen Neuzeit eine reiche Tradition an Gesellschaften der Dichtungs- und Sprachpflege auf, die bereits im 15. Jh. einsetzt. Die bedeutendsten unter ihnen waren die „*Rederijkerkamers*“, deren institutionelle Strukturen zwar gewisse Parallelen zu den späteren dt. Gesellschaften erkennen lassen, die sich in ihrer konkreten Arbeit und in ihrer Bedeutung für die kulturelle Entwicklung des Landes aber insgesamt von ihnen unterscheiden (dazu van Ingen 1987). Im Gegensatz zu den dt. SG waren die *Rederijkers* stark präsent im gesamten kulturellen Leben der Niederlande, von

der Pflege der Dichtung bis zu volkstümlicheren Formen der Beschäftigung mit Sprache (z. B. Übungen zur mündlichen Redepraxis, Aufführung geistlicher Spiele in der Volkssprache). Gerade die letztgenannten erlaubten es ihnen, breitere Schichten der Bevölkerung anzusprechen. Dies hing maßgeblich mit der sozialen Orientierung zusammen, da die für Deutschland charakteristische starke Ausrichtung auf den Adel im 17. Jh. in den kaufmännisch-bürgerlich orientierten Niederlanden fehlte.

4. Grundzüge sozietärer Sprachtheorie und Sprachpflege

4.1. Die moralisch-sittliche und politisch-gesellschaftliche Dimension sprachgesellschaftlicher Arbeit

Das im engeren Sinne sprachliche Anliegen der SG kann nur unter Berücksichtigung zweier Aspekte angemessen beurteilt werden: 1. eines moralisch-sittlichen und 2. eines politisch-gesellschaftlichen.

4.1.1. Das moralisch-sittliche Anliegen

Die einzelnen SG sind in unterschiedlichem Maße zugleich Gesellschaften der Tugendpflege. Da dies in klassischer Weise für die Gesellschaften des 17. Jhs. gilt, sei dieser Aspekt an ihnen aufgezeigt.

Im Sinne des schon antiken Topos, daß Sprachverfall und Tugendverlust Hand in Hand gehen (Schottelius: „Auf eine Enderung der Sprache folgt eine Enderung der Sitten“), wird für die Fruchtbringende Gesellschaft als Aufgabe formuliert,

„daß man das Teutsche Vertrauen mündlich und schriftlich wieder aufrichte / befördere / erhalte: Die Warheit im Reden und Schreiben hervor leuchten laße / und von derselben keines Weges absetze; sondern vielmehr derselben die Larve des Betrugs abnehme [...]“ (Neumark 1668, 102).

Der angesprochene Vertrauensverlust erklärt sich aus gesellschaftlichen Veränderungen, unter denen die Orientierung führender gesellschaftlicher Kreise an vornehmlich französischer Kultur und Lebensart besonderen Anlaß zur Kritik gibt. Das u. a. im Umkreis der Höfe gepflegte alamosische, d. h. Gallizismen in großer Zahl einbeziehende Sprechen bewirkt einen z. T. heftigen Fremdwortpurismus (vgl. Huber 1984; Gardt [demn.] a).

Alamosische Fremdwörter gefährden die dt. Sprache in ihrem lexikalischen Bestand — sie machen sie zur „bettlerischen Sklavinn“, wollen sie

„guten Teihls ausreuten“ [= ausrotten] (Schottelius 1663, 167) — und beeinträchtigen die Aufrichtigkeit der Kommunikation: Zuvor sei in Deutschland „alles getrew vnd ohne gefehrt zu gangen / Ja war ja / vnd Nein war nein“, nun, durch die sprachliche Orientierung an Frankreich, „ist die Teutsche Trew / Glaub vnd Redlichkeit auß Teutschland gezogen“ (Schorer 1634, 11). Das Sprachverhalten der Franzosen gilt nicht selten als „Gauckeley“ (Schottelius 1640, 24), in Italien und Frankreich könne man kaum noch „gute Wort vor der Betriegerrey / Den Glauben vor der Heucheley“ (...) (Moscherosch 1645, 754) unterscheiden. Was auf das Sprachverhalten zutrifft, wird hypostasierend auch der Sprache selbst zugeschrieben: Alamode-Wörter des Französischen, z. T. auch des Italienischen gelten als Träger einer unseligen „heimbliche[n] Krafft“ (Schorer 1643, 4), eines „Schlipferrige[n] Welsche[n] Sinn[s]“ (Moscherosch 1645, 747).

Diese negativ wertende Identifizierung eines vermeintlichen Volkscharakters mit dem hypostasierten „Wesen“ einer jeweiligen Einzelsprache findet in der Anwendung auf das Dt. ihr positives Pendant. Sowohl der dt. Sprache als auch ihren Sprechern werden in den Texten immer wieder Güteeigenschaften wie „Ehrlichkeit“, „Reinheit“, „Natürlichkeit“, „Treue“, „Redlichkeit“, „Aufrichtigkeit“ etc. zuerkannt. Die Gefährdung einer der Größen gerät zur Bedrohung der jeweils anderen: Die „beliebte Frömdsucht“ kann das „sonst den Teutschen insgemein angebohrne ehr= und redlich seyn und gutes einheimisches Wesen / in hochfahrenden Wankelsinn und in eine ausländische Wunschgier verender[n]“ (Schottelius 1663, 138). In der Auffassung, eine Einzelsprache könne mittels ihrer lexikalischen Inhalte auf das Denken und damit letztlich auch das Handeln ihrer Sprecher im Guten wie im Schlechten einwirken, zeigt sich ein früher Vorbote der Theorie sprachlicher Relativität (vgl. Gardt 1994, 227 ff.).

Die sozietäre Spracharbeit gewinnt damit an Bedeutung für die Gesellschaft als ganze. Wenn immer wieder von den „redlichen aufrechten Sitten und tugenden“ (Ertzschrein, 113) der dt. Sprache die Rede ist, dann ist dies mehr als nur ein zufällig anthropomorphisierendes Bild: Eben diese positiven Qualitäten, die der dt. Sprache aufgrund des ihr zugesprochenen „Wesens“ (Nähe einerseits zum Germanischen, andererseits zu einer vermuteten Vorform des Hebräischen) sozusagen inhärent sind, vermag sie nun an ihre Sprecher abzugeben (Schottelius 1673, 6: „Dan / werden wir diese ehrliche fromme Teutsche Sprache unverfälscht auf unsere Teutsche

Nachwelt fortpflanzen / so wird auch solche Teutsche Nachwelt ehrlich und fromm verbleiben / und aller Wolfahrt und zunehmenden Glückks sich versichert halten“). Damit trägt Sprachpflege dazu bei, die moralisch-sittliche Integrität der Sprachgemeinschaft zu sichern.

Hinsichtlich seiner konkreten Gestalt ist der Tugendbegriff in den Texten der Sprachgesellschaften keineswegs einheitlich. Häufig wird eine sich germanisch-altdeutsch gebende Gesinnungsethik mit ritterlich-heroischen Idealen verknüpft (Kühlmann 1982), und dies nicht selten in einer Weise, die schon dem zeitgenössischen Beobachter Anlaß zum Spott gibt (vgl. Weise 1683). Der wuchtige, getragene Ton mancher Textpassagen mag den Autoren der Zeit über Jahrhunderte hinweg zwar zu Recht kritisch vorgehalten worden sein (vgl. etwa Friedrich Gundolfs Rede vom „gesteltzte[n] Affentreiben“ (1938, 78) der SG, doch darf der soziale Anlaß zu einer derartigen Behandlung ethischer Fragen nicht übersehen werden: Die beschworenen Tugenden spiegeln den Wunsch nach einer Gemeinschaft, die dem einzelnen durch unmittelbar evidente, mit der Natur der Dinge in Einklang befindliche Prinzipien der Lebensführung eine selbstverständliche moralisch-sittliche Orientierung bietet, ohne einerseits durch eine sich verselbständigende ratio, andererseits durch ein allzu prudentistisches Denken und Handeln gefährdet zu sein. Schon die Forderung des Frühaufklärers Christian Thomasius nach einer „vernünftigen Welt“, in der sich „Polite, Welt=kluge und höfliche Leute“ auch sprachlich so zu bewegen wissen, daß sie „zu einer gescheiden Conduite [...] gelangen“ (1701, 257), ist in Inhalt und Ton mit diesem Wunsch kaum noch vereinbar, viel weniger noch das Zugeständnis Christian Weises, ein Mensch, wolle er im Leben vorankommen, müsse bei Personen von Einfluß durch geschickten Einsatz von Sprache „eine gute Opinion von sich erlangen“ (1693, 7f.), dürfe daher durchaus auf „artige Schmeicheley“ und „verschlagene Scharffsinnigkeit“ (ebd., 171) zurückgreifen. Das Mißtrauen seitens der Sprachgesellschaften gegenüber einer solchen Verwendung von Sprache — auch wenn versucht wird, sie, wie bei Weise, durch Anbindung an die christliche Ethik zu legitimieren (Konzept des „Politicus Christianus“) — ist letztlich das seit der Antike (etwa bei Platon) immer wieder begegnende, um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch den gesellschaftlichen Wandel erneut provozierte Mißtrauen gegenüber bestimmten Möglichkeiten der Rhetorik: Sprache zu einem dem Benutzer jeweils opportun erscheinenden Zweck einzusetzen und dabei die

momentanen kommunikativen Interessen über die sachadäquate Darstellung von Wirklichkeit dominieren zu lassen. Wo Sprache so verwendet wird, ist sie in den Augen vieler zeitgenössischer Autoren nicht mehr notwendigerweise durch Wirklichkeit gedeckt, erlauben die sprachlichen Kategorien keinen selbstverständlichen Zugriff auf die bezeichneten Gegenstände und Sachverhalte (zu dem Zeichenbegriff, der mit dieser Auffassung von Sprachverwendung korreliert, s. u. 4.2.1.). Damit spiegelt sich die gesellschaftliche Verunsicherung auch hier in einer sprachlichen.

Der sozietäre Tugendbegriff wird außer durch das Konzept vom „redlichen, alten Teutschen“ auch durch eine religiöse Komponente getragen. Diese religiöse Komponente besitzt insofern konfessionelle Züge, als sich die SG des 17. Jhs. in protestantischen Territorien finden und ihre Mitglieder zum weit überwiegenden Teil Lutheraner und Calvinisten sind. Ohnehin ist die Aufwertung der Muttersprache durch die dt. Bibel Luthers und die damit einhergehende Sicht der dt. Sprache als „geheyliget“ (Weimarer Ausgabe, Bd. 15, S. 38) in besonderer Weise mit dem Protestantismus verknüpft. Zugleich wird jedoch in den programmatischen Schriften der SG, am offensichtlichsten in denen der wichtigen Fruchtbringenden Gesellschaft, ein Moment des überkonfessionellen Ausgleichs deutlich. Zwar begegnet vereinzelt Polemik gegen katholische Positionen (z. B. Harsdörffers Vorwurf „unfugsamer Hegung“ des Lateinischen in der katholischen Liturgie; 1644, [358 f.]), doch ist dies nicht Ausdruck eines konsequent theologisch begründeten Antikatholizismus. Antikatholisch sind die SG eher in ihren Bekundungen der Loyalität gegenüber dem protestantischen Landesfürsten und damit zumindest implizit in der Ablehnung eines katholischen Kaisertums.

Die über das Konfessionelle hinausgreifende, christliche Selbstbestimmung der SG zeigt sich in den Texten in vielerlei Weise. So werden die Institutionen biblisch legitimiert: Gott gilt auf Grund seiner Schöpfung von Adam und Eva als „erster Gesellschaftsstifter“ (Neumark 1668, 35 f.), Jesus stiftete die Gemeinschaft der Jünger und ist zugleich „Erhalter der Fruchtbringenden Gesellschaft“ (ebd., 107), die wiederum „der Fortpflanzung der [...] Frömmigkeit / als den Früchten unseres Christenthums“ (Hille 1647, 76) dient etc. Während dieser Anschluß an den Jüngerkreis Jesu charakteristisch für die Fruchtbringende Gesellschaft ist, begegnen in den übrigen SG auch andere religiöse Bezüge, z. B. alttestamentlicher Natur (dazu Berns 1978, 57 f.).

4.1.2. Das politisch-gesellschaftliche Anliegen

a) Die gesellschaftliche Position der Sprachgesellschaften

Die Mitglieder der SG, mit Ausnahme derjenigen der Fruchtbringenden Gesellschaft, sind zum weit überwiegenden Teil bürgerlicher Herkunft. Auch in der Fruchtbringenden Gesellschaft, obgleich sie sich im Laufe der Zeit immer mehr zu einer Adelsgesellschaft entwickelt, wird die konkrete Spracharbeit fast ausschließlich von Bürgerlichen geleistet (s. u. 5.1.). Dies darf jedoch nicht zu falschen Schlüssen über die gesellschaftliche Orientierung speziell der barocken SG führen: Im Gegensatz zu manchen Sozietäten des 18. Jhs., in denen das Emanzipationsstreben der bürgerlichen Mitglieder ansatzweise antiaristokratische Züge annimmt (dazu Dann 1981), sind die barocken SG zwar Orte der Herausbildung eines frühen bürgerlichen Selbstbewußtseins (Etablierung einer nobilitas mentis anstelle einer des Blutes), doch geschieht dies stets unter Anerkennung der territorialen Machtverhältnisse und der Rolle des Adels als der gesellschaftlich dominierenden Gruppe.

Zur Selbstbestimmung der Sprachgesellschaften gehört auch die Abgrenzung gegenüber dem „gemeinen Pöbel“ und der ihm eigenen Sprache (Ausklammerung „grober“ Provinzialismen und Vulgarismen) sowie, im Bereich der Dichtung, die Gegenüberstellung des poeta doctus mit dem bloßen „Reimeschmied“. Neben die Funktion einer dt. Hochsprache, die kulturelle und politische Identität der gesamten Sprachgemeinschaft nach außen zu sichern, tritt damit ihre Funktion, die Identität bestimmter Gruppen durch eine Abgrenzung nach ‘unten’ innerhalb der Sprachgemeinschaft zu sichern.

Mag man in der sprachgesellschaftlichen Positionsbestimmung auch einen frühen Ausdruck bürgerlicher Identitätsfindung sehen (u. a. Garber 1990), so geht aus den Texten andererseits eine gewisse Unsicherheit in bezug auf den eigenen Status hervor. In dem Maße, in dem das Bildungsideal der Mitglieder der SG humanistisch geprägt und auf die artes liberales ausgerichtet ist, ergeben sich Konflikte mit dem im politischen und wirtschaftlichen Leben zunehmend um sich greifenden Nützlichkeitsdenken (Organisation aller Kräfte zum Wohle des absolutistischen Staates, Kapitalisierung der Wirtschaft). Da vermehrt die Ausbildung in Fächern gefordert wird, durch die, so Balthasar Schupp in seinem Fürstenspiegel „Salomo“, „Geld ins Land“ kommt (zit. nach Grimm 1987, 27), wird immer wieder auf den gesellschaftlichen Nutzen auch der Spracharbeit hingewiesen. Eine funktionsfä-

hige Hochsprache gilt als dringend notwendig, sei es für die Verwaltung des politischen Körpers — die Sprache „regiret die Völcker / beherrschet die Kriegsheer“ (Harsdörffer 1677, III, 31 f.) —, sei es für die Sicherung des Nachruhms des Fürsten (alles, was „Fürsten und Herren [...] nach dem Leben sind das haben sie von der Feder / vnd denen die solche führen“, Moscherosch 1645, 625).

Die Frage der Modernität der SG ist dabei je nach Standpunkt unterschiedlich zu beantworten. Während bereits die Hinwendung zur Muttersprache und die Aufwertung der eigenen Kultur den Bruch mit überkommenen Traditionen bedeutet, läßt andererseits der Rückzug auf Positionen einer altdeutsche Werte postulierenden Sprach- und Kulturkritik die Sprachgesellschaften in den Augen eines Thomasiaus zu einem Relikt vergangener Zeiten werden: Im Vergleich zu einem „Frantzösischen Sprachmeister“ hat ein Schottelius eine ähnliche Stellung wie ein moderner Koch zu einem jener „altväterischen Sudelköche“, die ihre Rezepte „aus denen alten Kochbüchern“ holen (1687, 5 f.).

b) Die sprachpolitischen Konzeptionen der Sprachgesellschaften

Kennzeichnend für die sozietaire Programmatik ist nicht nur die Anbindung der Sphäre des Ethischen an die des Sprachlichen, sondern auch die Einbeziehung des Politischen. Bemerkungen der Art, wonach wir als Deutsche verpflichtet seien, „über unseres Vaterlands / und unserer Sprache Freyheit zu halten“ (Hille, 78*), sind charakteristisch insbesondere für die Texte des 17. Jhs. und belegen die enge Verknüpfung der Bereiche: Der Dreißigjährige Krieg wird als Angriff auf das Land wie auf die Sprache gewertet (die feindlichen Völker haben Deutschland mit dem „dreißig-jährigen Blutschwal überschwemmet“ und zugleich „die vralte, edle, raine teutsche Helden-sprach [...] gestümmelt, verfelscht [...] vnd verunzieret“ [Ertzschein, 95]), die Ausklammerung fremdsprachlicher Elemente gilt nicht als stilistische Korrektur, sondern als Befreiung von einem „fremddrückenden Sprachenjoch“ (Hille, 7).

Ganz offensichtlich wird der dt. Sprache in den Texten der Sprachgesellschaften die Aufgabe der Sicherung nicht nur der moralisch-sittlichen Integrität der Sprachgemeinschaft, sondern auch ihrer kulturellen und politischen Identität zuerkannt. Die Forschung bewertet dies in unterschiedlicher Weise: Während in den vergangenen Jhn. das sprachpolitische Moment der sozietairen Arbeit ausschließlich im Fremdwortpurismus gesehen wurde — und dann entweder als „Deutschtümelei“ (Gundolf 1938, 78) kritisiert oder als „Kampf bis aufs Messer gegen alle Aus-

länderei“ (Wolff 1888, 51) gelobt wurde —, begegnet seit den siebziger Jahren dieses Jhs. eine sozialhistorische Perspektive (in Arbeiten von Jörg J. Berns, Martin Bircher, Klaus Conermann, Klaus Garber, Wolfgang Huber, Ferdinand van Ingen, Wilhelm Kühlmann, Karl F. Otto und anderen). Erstmals wird damit speziell den barocken SG sowohl ein Charakter als Tugendgesellschaften als auch ein politisch ‘moderner’ Zug zugesprochen. Gesehen wird dieser in einer „antikaiserlichen“ Haltung (Huber 1984, 248 u. ö., auch Berns 1978 und andere) — d. h. dem Bekenntnis zum protestantischen Landesfürstentum —, bzw. in einem „wehrhaften Verfassungspatriotismus“, der sich auf die politischen Ergebnisse des Friedens von Münster und Osnabrück berufe (Betz 1995, 503). Zur Charakterisierung der politischen Haltung der Sprachgesellschaften werden dann nicht die Bezeichnungen Sprach- bzw. *Kulturnationalismus* verwendet, wodurch die aggressive Abwertung des Fremden durch die SG betont würde, sondern die Bezeichnungen Sprach- bzw. *Kulturpatriotismus* (Huber 1984, passim, auch von Polenz 1994, 109).

Das Vorhandensein einer antikaiserlichen Komponente im Sinne der Ablehnung habsburgisch-katholischer Interessen bei den SG des 17. Jhs. darf jedoch nicht als grundsätzliche Ablehnung des Gedankens eines Kaisertums mißverstanden werden. Immer wieder wird in den Texten deutlich, daß das politische Ideal ein starkes, einheitliches Reich ist, wie das Reich Karls des Großen „von frömder Macht gänzlich unbedrungen / und von frömden Sprachen unverworen“ (Schottelius 1663, 123). Dieses Konzept eines göttlich legitimierten, in germanischer Tradition wurzelnden und mit mythischen Zügen ausgestatteten dt. Reichs, das zugleich als „Vaterland“ „alle freund= und verwandtschaft Zusammen faßt, und in sich helt“ (Ertzschein, 239), gewinnt an keiner Stelle in den Texten konkrete historische Konturen, sondern bildet einen idealisierten Gegenentwurf zum politischen Status quo.

Wie in der Sphäre des Ethischen gilt auch in der des Politischen das Fremde als Bedrohung des Eigenen. Die Unterordnung der Muttersprache unter eine fremde Sprache kann zum Verlust der Freiheit führen („Machst du die Sprach zur Magd: So wirst du werden Knecht“, Sigmund von Birken, in Hille 1647, b6r), kann die Deutschen zu „halbgebackene[n] Teutsche[n] Frantzosen[en]“ (Schorer 1643, 2) machen, kann Zustände, die nach vorgegebenen Ordnungsprinzipien in ganz bestimmter Weise gestaltet sein müssen, in ihr Gegenteil verkehren und damit die

eigene politische und kulturelle Identität gefährden (durch die Orientierung am sprachlich Fremden ist „der Teutsche Geist entfremdet / die rechte Art / verunartet / ja in eine heßliche Mißgestalt gegossen worden“, Hille 1647, 3).

Die enge Verknüpfung der Bereiche des Sprachlichen, des Ethischen und des Politischen ist Ausdruck des stark normativen Charakters soziitärer Spracharbeit im Deutschland des 17. und großer Teile des 18. Jhs. Sprache ist gemäß durch Experten zu bestimmender Prinzipien zu regeln und kann nicht dem freien Spiel kommunikativer Kräfte überlassen bleiben (zur entsprechend kritischen Bewertung des Sprachgebrauchs s. u. 4.2.1.). Eine pragmatische Auffassung wie die Christian Weises, wonach man „die Worte nicht nach dem Ursprunge / oder nach der Grammatica / sondern nach der Gewohnheit / und der Politica“ beurteilen solle (Weise 1702, 275), ist mit dieser Position nicht vereinbar. Im Rückblick wird ein solch konsequent präskriptives Vorgehen dadurch verständlich, daß die Kodifizierung der Hochsprache erst die Aufgabe, nicht aber das bereits erreichte Ziel der Spracharbeit im Umkreis der SG war.

4.2. Geschichtlichkeit von Sprache und Geschichte des Deutschen

4.2.1. Geschichtlichkeit von Sprache

Die sprachtheoretischen Konzeptionen der Sprachgesellschaften sind von der Absicht geprägt, den Nachweis der besonderen Qualität des Dt. zu führen (zum folgenden vgl. Gardt 1994). Das wird um so deutlicher, je mehr das Dt. als Ausdruck kultureller, politischer und — für bestimmte Gruppen innerhalb der Sprachgemeinschaft — sozialer Identität verstanden wird bzw. als Mittel zur Sicherung dieser Identität dienen soll. Diese Aufgabe kann die Sprache nach zeitgenössischer Ansicht in einer Zeit intensiven politischen und gesellschaftlichen Wandels nur erfüllen, wenn sie selbst diesem Wandel nicht ausgesetzt ist bzw. wenn sich trotz offenkundiger sprachhistorischer Veränderungen bestimmte Konstanten an der Sprache nachweisen lassen. Indem dem Dt. Güteeigenschaften als grundsätzlich zugehörig zugesprochen werden, gerät es zu einer Größe, die weit mehr ist als bloßes Kommunikationsmittel zur Bewältigung des Alltags. Der dabei zum Tragen kommende Sprachbegriff ist tendenziell ahistorisch.

Die ahistorischen Züge des Sprachbegriffs zeigen sich in einzelnen sprachtheoretischen Konzepten, sind aber auch in den zahlreichen Hypostasierungen von Sprache gegenwärtig, wie in der Attribuierung von Eigenschaften wie

„Ehrlichkeit“, „Reinheit“, „Treue“ etc., in der Sicht von Sprache als einem „Gebäude“, das auf „unbeweglichen wolbepfalten Gründen“ ruht (Schottelius 1663, 50), in dem Bild von der Sprache als einem Metall, das durch „Kunstmässige Feuer-Arbeit“ von Verunreinigungen zu befreien sei (Harsdörffer 1648—53, III, 9), in der Nennung der „endlichen Vollkommenheit“ des Dt. als Ziel jeder Sprachpflege (Harsdörffer 1656, I, 18), in dem Wunsch, eine „thaurhafte Verfassung“ (Schottelius 1673, 7) des Dt. zu erreichen.

Ahistorische Züge tragen auch diese sprachtheoretischen Konzepte:

a) Die Unterscheidung zwischen Sprache und Äußerung: Der Mangel an Textzeugnissen von hohem Niveau insbesondere im Bereich der Dichtung könne nicht, so wiederholt in zeitgenössischen Texten, der dt. „Sprach' an sich“ (Schottelius 1663, 1007), sozusagen dem Sprachsystem angelastet werden, sondern gehe auf die unzureichende Handhabung des Systems z. B. in „der altages Rede oder dem Pöbelgebrauche“ (Schottelius 1663, 168) zurück. Erscheinungen des Systems, die von einigen Sprachgesellschaften selbst als unzureichend empfunden werden, wie z. B. Uneinheitlichkeiten im Bereich der Orthographie oder der Flexion, werden tendenziell als Abweichung des gegenwärtigen Zustands des Systems von der hypostasierten, von alters unverändert „grundrichtigen Sprachnatur“ des Dt. erklärt. Es liegt in der Logik eines solch weitgehend ahistorischen Systembegriffs, daß der Sprachgebrauch häufig kritisch bewertet wird: Dort, wo er nicht der der Sprache inhärenten „Grundrichtigkeit“ folgt, wird er zum „bösen“, zum „blinden wackelenden“ Gebrauch (s. aber unten 4.3.1.).

Auch konkrete Vorschläge, wie einzelne Mängel des Dt. zu korrigieren seien, lassen gelegentlich das völlige Ausblenden historischer Zusammenhänge erkennen. So werden zum Schließen lexikalischer Lücken u. a. Verfahren vorgeschlagen, die die wortbildungsmorphologischen Möglichkeiten des Dt. gegen jeden Gebrauch zur Schaffung neuer Wörter einsetzen (z. B. Schottelius 1663, 78 f.). Der Höhepunkt ist mit dem von Georg Philipp Harsdörffer vorgestellten „Fünffachen Denckring der Teutschen Sprache“ erreicht, in dem Morpheme, Silben und einzelne Buchstaben nach einem bestimmten Schlüssel kombiniert werden können, um insgesamt über 97 Millionen 'deutsche' Wörter zu schaffen.

b) Der Zeichen- und Wortbegriff: Eine die sprachreflexiven Texte der Zeit insgesamt durchziehende Forderung ist die nach Kongruenz von Sprache und Wirklichkeit. In struktureller Hinsicht ist damit ein sprachpatriotisch überhöhter

Zeichenbegriff verbunden: Der dt. Sprache wird aufgrund der vermeintlich umfassenden lautlichen Motiviertheit ihrer „Stammwörter“ eine besondere Nähe zur Wirklichkeit zugesprochen. Die „Natur“ habe sich in der dt. Sprache „völlig und aller dinges ausgearbeitet“, so daß die Wörter des Dt. nun die Dinge „wesentlicher“ abbilden (Schottelius 1663, 58 f.; vgl. auch Harsdörffer 1651, 31) als die Wörter anderer Sprachen (bezeichnend ist die Rede von Fremdwörtern als „Schaum“, Hille 1647, 25*, Zesen 1669, 21). Indem die Stammwörter „aus dem grunde der natur und eigenschaft des benennnten dinges selbst [fließen]“ (Zesen 1651, 107), die Wörter des Dt. also die Dinge in ihrem objektiven Gegebensein spiegeln, wird der dt. Sprache eine Art besondere erkenntnistheoretische Zuverlässigkeit zuerkannt.

Auch in dieser Argumentation werden sprachliche Zusammenhänge in den Bereich des Natürlichen verlagert und damit der Geschichtlichkeit, der sie als soziale Zusammenhänge ausgesetzt wären, entzogen (die Stammwörter sind das „Fundament“ der Sprache, sind „das erste und letzte im Sprachwesen“ [Schottelius 1663, 1276]). Sprachpflege kommt erneut die Aufgabe zu, einen Zustand ursprünglicher Richtigkeit wiederherzustellen, so daß das von Deutschen in Deutschland gesprochene Wort einen unmittelbaren Zugriff auf die Wirklichkeit erlaubt: Es solle „Teutsch teutsch / Mann ein Mann / Wort ein Wort seyn / und einem jedwedem Dinge / [sein] natürliche[r] Geruch“ gelassen werden (Neumark 1668, 102). Auch dieses Anliegen ist letztlich eine in den Bereich des Sprachlichen verlagerte Reaktion auf gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Wandel.

4.2.2. Geschichte des Deutschen

Auch die zeitgenössische Sprachgeschichtsschreibung ist deutlich von den sprachpatriotischen Bemühungen um eine Aufwertung des Dt. geprägt. Im einzelnen zeigt sich dies in: a) dem Hauptsprachen-Theorem; b) der Verknüpfung von dt. Sprachgeschichte und Reichsgeschichte; c) einzelnen Aspekten der Historiographie des Dt.

a) Das Hauptsprachen-Theorem: Um die besondere Würde des Dt. gegenüber den modernen europäischen Nachbarn hervorzuhoben, wird es als „Hauptsprache“ ausgewiesen. Indem das Dt. dabei mit dem Keltischen identifiziert wird, wird es auf eine Stufe mit dem Lateinischen, dem Griechischen, dem Hebräischen und dem „Sclavonischen“ [= Slavischen] gestellt, da für alle diese Sprachen angenommen wird, daß sie unmittelbar auf die babylonische Sprachverwirrung zurückgehen (z. B. Neumark 1668, 105 ff.). Diese Auffassung greift alte Mythen

über den Ursprung der Sprachen auf (dazu Borst 1957—1963), bedient sich speziell der in der Sprachmystik (insbes. bei Jakob Böhme) verbreiteten Annahme von der Existenz einer adamischen Ursprache („Natursprache“) des Paradieses, die in den Sprachen der Welt noch in unterschiedlichem Maße präsent sei. Die z. T. kühnen bis unsinnigen etymologischen Spekulationen der Zeit — z. B. Herleitung des Wortes „deutsch“ aus dem alttestamentlichen „Ascenas“ oder aus dem Namen „Tuyscon“, einem vermeintlichen Sohn Noahs — erklären sich aus eben diesen Versuchen, den Ursprung des Dt. in eine biblische Vorzeit zurückzuverlegen.

b) Die Verknüpfung von deutscher Sprachgeschichte und Reichsgeschichte: Dem idealisierten dt. Reich (s. o. 4.1.2.) entspricht, insbesondere in den Texten des 17. Jahrhunderts, die dt. Sprache: „Gleich wie aber / kein älter Keyserthum noch Königreich nunmehr befindlich seyn möchte“ als das Reich Karls des Großen, wird auch „keine [...] Sprache in Europa älter seyn / als eben die / welche Carolus M. damals gebraucht [...] nemlich die alte Teutsche“ (Schottelius 1663, 29 f.). Reich und Sprache enthalten eine Art der Geschichtlichkeit enthobenen Kern: Wie für den politischen Körper Deutschland hypostasierend angenommen wird, daß es letztlich „annoch dasselbe Teutschland ist / welches vor etzlichen tausend Jahren gewesen“ (Schottelius 1663, 48), so geht man davon aus, daß es für die dt. Sprache von alters her einen eigentlich richtigen Zustand gibt (vgl. die Rede von der „Grundrichtigkeit“ des Dt.), der in den verschiedenen historischen, regionalen und sozialen Varietäten des Dt. in unterschiedlichem Maße gegeben ist und garantiert, daß „unsere jetzige Teutsche Sprache / eben dieselbe uhralte weltweite Teutsche Sprache“, mit den ihr spezifischen „natürliche[n] Eigenschaften“ ist (Schottelius 1663, 48).

Der Anschluß an die germanische Zeit in den Bereichen des Politischen wie des Sprachlichen dient dem Versuch des Nachweises einer eigenständigen, als genuin dt. empfundenen Tradition und damit der Aufwertung der eigenen Kultur gegenüber den antiken Kulturen wie auch gegenüber den modernen europäischen Nachbarkulturen. Die Sprache der Deutschen ist keineswegs, wie manche Ausländer meinen, „grob / bäurisch / hart und knarrig“ (Hille 1647, 208; zum Topos der zivilisatorischen Rückständigkeit der Deutschen s. Münkler 1989, 61 ff.), sondern durchaus in der Lage, Texte von hohem Niveau hervorzu bringen (vgl. Schottelius 1663, 1011); die dt. Dichter werden durch Anknüpfung an die Barden und Druiden ihrerseits in germanisch-mythische Tradition gestellt (dazu Wiedemann 1978).

c) Die Historiographie des Deutschen: Die frühneuzeitliche Sprachgeschichtsschreibung des Dt. gelangt bei der Beschreibung struktureller Spezifika zu zahlreichen korrekten Einzelergebnissen (s. z. B. einzelne Aspekte der Darstellung der Verwandtschaft der germanischen Sprachen bei Schottelius oder seine Äußerungen zur zweiten Lautverschiebung, 1663, 152 ff.; s. auch Daniel Georg Morhofs etymologische Ausführungen, in Morhof 1700, 80 f.; vgl. auch Art. 27). Auch wertende Urteile über die dt. Sprachgeschichte, wie sie z. B. im „Parnassus Boicus“ formuliert wurden, einer gelehrten Zeitschrift des 18. Jhs. aus dem Umkreis der Akademiebewegung in Bayern, sind in Teilen zumindest nachvollziehbar: Als Ursachen für die positiven Aspekte in der historischen Entwicklung des Dt. werden zunächst der Kontakt mit dem Kulturvolk der Römer genannt, ferner die Bemühungen verschiedener Fürsten, die Etablierung eines als verbindlich geltenden Regelwerks, der Ausbau des Dt. zur Fach- und Wissenschaftssprache und schließlich die Arbeit der SG (Parnassus Boicus 1722, 24 ff.).

Andererseits lassen sich immer wieder sprachpatriotische Interessen in der Sprachgeschichtsschreibung erkennen: in der herausragenden Rolle, die Karl dem Großen für die Entwicklung des Dt. eingeräumt wird; in der Auffassung, daß die einzelnen historischen Sprachzustände mehr oder weniger vollkommene Realisierungen eines zugrundeliegenden „Wesens“ der dt. Sprache sind; in der Sicht des Sprachwandels weniger als Niederschlag sich wandelnder kommunikativer (und damit gesellschaftlicher) Praxis, denn als Ausdruck eines umfassenden Prinzips der Vergänglichkeit (Organismuskonzeption; vgl. die Beschreibung der Sprache als „Baum“, z. B. Schottelius 1663, 50).

4.3. Sprach- und dichtungspflegerische Praxis

Das Ziel sozietärer Sprachpflege ist die Etablierung einer Leitvarietät für das Dt. und, im Bereich der Dichtungspflege, einer eigenständigen deutschsprachigen Literatur, die im Niveau den Nationalliteraturen anderer europäischer Länder als vergleichbar gelten kann.

4.3.1. Sprachstrukturelle Anliegen

Äußerungen zur dt. Sprache beziehen sich vornehmlich auf die Orthographie sowie auf die ‚Germanisierung‘, den wortbildungsmorphologischen Ausbau und die lexikographische Dokumentation des Wortschatzes. Daneben finden sich zahlreiche Äußerungen zur Orthoepie, zur Syntax sowie zur Textgestaltung, wobei letztere

im Rahmen der Rhetorik behandelt wird und damit zwischen dem rein sprachbezogenen und dem dichterischen Anliegen der SG liegt.

a) Leitvarietät und Dialekte

Die Diskussion über eine Leitvarietät des Dt. wird mit besonderer Intensität im 17. Jh. geführt und ist zugleich eine Diskussion über den Status der Dialekte. In den Texten der Sprachgesellschaften schlägt sie sich als Diskussion zwischen den „Anomalisten“ und den „Analogisten“ (dazu Jellinek 1913, Josten 1976, Reichmann 1993, Gardt 1994, 368 ff.) nieder. Erstere, zu denen u. a. Fürst Ludwig und Christian Gueintz zählen, fordern die Orientierung am tatsächlichen Sprachgebrauch und nicht an einer vom Grammatiker vorgegebenen Regel (z. B. Ertzschrein 235 u. 252 ff.). Da die Vertreter des Gebrauchsarguments zum überwiegenden Teil aus dem omd. Raum stammen, bedeutet dies dialektgeographisch ein Eintreten für das Meißnische, das auch in den meisten dialektspezifischen Äußerungen als vorbildliche Varietät gilt und zunehmend mit dem „Hochdeutschen“ gleichgesetzt wird.

Dem Gebrauchsargument wird von den analogistisch argumentierenden Sprachgesellschaften (darunter die nicht aus dem omd. Raum stammenden Schottelius und Harsdörffer) die „Grundrichtigkeit“ des Dt. als ein der Sprache inhärentes Strukturprinzip entgegengehalten, nach dem in Gebrauchsfragen entschieden werden könne (z. B. Bildung des Plurals von *Mörder* und *Kaiser* mit *-e*, in Analogie zu dem von *König*). Die Überzeugung, daß allen Dialekten etwas Fehlerhaftes innewohne (Schottelius: „omnibus dialectis aliquid vitiosum inest“), die „lingua ipsa Germanica“ deshalb kein Dialekt sein könne, sondern stattdessen zumindest partiell per Analogie erschlossen werden müsse, mußte zur Auseinandersetzung mit den Anhängern des Meißnischen führen (s. Ertzschrein 328 u. 374).

Das vermittelnde Element zwischen den beiden Positionen ist das des „guten Gebrauchs“ (zum Sprachgebrauch s. auch 4.2.1.). Da weder die Anomalisten jede im Meißnischen verwendete Form gutheißen (z. B. Abgrenzung gegenüber der „Pöbelsprache“) noch sich analogistische Regelungen gegen den ausgeprägten Sprachgebrauch durchsetzen lassen — ein Sachverhalt, dessen sich Schottelius sehr wohl bewußt war —, werden als zusätzliche Entscheidungskriterien bzw. Sprachvorbilder genannt: an einzelnen Personen insbesondere Martin Luther, als Gruppe die „besten Scribenten“ (d. h. Schriftsteller), Institutionen wie Kanzleien, der kaiserliche Hof, das Reichskammergericht.

b) Orthographie

In Bereich der Regelung der Schreibung stehen in den Texten phonetisch-phonologische Prinzipien neben etymologischen, nicht selten in ein und derselben Arbeit. Insbesondere unter den Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft gab es intensive Diskussionen, u. a. über die von Fürst Ludwig in Auftrag gegebene „Deutsche Rechtschreibung“ (1645) von Christian Gueintz (dazu und zu anderen Regelungsvorschlägen, darunter einem von Harsdörffer von 1643, s. Ertzschrein 262—273 u. 319—330). Eine besondere Rolle spielten dabei die Fragen der Definition und damit der Schreibung der Stammwörter (mit oder ohne auslautendes *-e*) sowie die der Konsonanten-Gemination. Umstritten waren auch die Vorschläge Zesens, nicht zuletzt aufgrund seiner radikalen Eindeutschungen. („Kwintilian“ statt Quintilian, „Zizero“ statt Cicero). Einige Vorschläge begegnen andererseits immer wieder, wie z. B. die Homonymentrennung („Aal“ — „Ahl“), die Kennzeichnung von Länge und Kürze („stellen“ — „stehlen“), die Vermeidung von Konsonantenhäufungen wie in „undt“, die Vermeidung von *v* zur Kennzeichnung vokalischen Anlauts („vndt“), die Bevorzugung der Einfachkonsonanz in „Brief“, „Kraft“ etc. (Stieler 1681, II, 171).

c) Ausbau und Dokumentation des Wortschatzes
Eine der für zahlreiche Sprachgesellschaften zentralen Aufgaben bei der Pflege des dt. Wortschatzes ist die Eindeutschung von Fremdwörtern (zum Fremdwortpurismus s. o. 4.1.1.; Sprachhelden 1995, Maurer/Rupp 1974, Blume 1967).

Für die Eindeutschung von Fremdwörtern sowie für die Schaffung neuer Wörter ist die Wortbildung von ausschlaggebender Bedeutung. Die „Ausführliche Arbeit“ von Schottelius, die bedeutendste Grammatik des 17. Jhs., hat ihren grammatischen Schwerpunkt in der Flexions- und Wortbildungsmorphologie (dazu zuletzt Neuhaus 1991; zu den grammatischen Kategorien von Schottelius s. Barbarić 1981; zu Schottelius allgemein s. Cherubim 1995). Die Systematik, die Schottelius in der Beschreibung morphologischer Spezifika an den Tag legt, geht weit über die Ansätze seiner Vorgänger hinaus. Ausgehend von einsilbigen Stammwörtern, gelangt er durch Derivation und Komposition zu Bildungen, die zwar in ihrer konkreten Form in der dt. Sprache noch nicht vorhanden, aber in ihr aufgrund ihrer in sich stimmigen (analogischen) „Sprachnatur“ bereits ‘angelegt’ sind (z. B. „Un=wieder=ab=treib=lich=keit“, „Fahnlehns-geding“).

Zur Pflege der Lexik des Dt. zählt auch die Kritik an Vulgarismen und an Archaismen, obgleich die Verwendung letzterer zum Auffüllen

lexikalischer Lücken gelegentlich empfohlen wird.

Große Bedeutung für die Pflege des Wortschatzes wird der Lexikographie beigemessen (dazu Henne 1975, Reichmann 1990). Zwar bringt keine der dt. SG ein eigenes Wörterbuch hervor, doch wird, bis hin zu Leibniz, immer wieder die Notwendigkeit zumindest eines Stammwörterbuchs betont und als nationales Anliegen beschrieben. Entwürfe wurden vorgelegt, u. a. von Harsdörffer und Schottelius. Der Titel des von Harsdörffer geplanten Wörterbuchs versammelt einige der sozietären Topoi über die dt. Sprache (Ertzschrein, 387):

Vollständiges Wörterbuch in welchem die Majestatische Deutsche Hauptsprache aus ihren gründen kunstföuglich erhoben, nach ihrer angebornen Eigenschafften eingerichtet, mit ihren stammwörtern, Ableitung und verdopplung ausgezieret [...] Zum erstenmahl an das licht gesetzt wird.

Das wichtigste dt. Wörterbuch aus dem Umkreis der SG, Kaspar Stieler's „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz“ von 1691, wurde von seinem Verfasser unter seinem Gesellschaftsnamen „Der Spate“ veröffentlicht.

d) Syntax

Die deutliche Wortorientiertheit der Schriften aus dem Umkreis der SG hatte zur Folge, daß in Deutschland syntaktische Fragen wirklich innovativ erst im 18. Jahrhundert erörtert wurden (speziell zur Geschichte der Syntax s. Scaglione 1981). Dazu gehört auch die Diskussion über universalgrammatische Themen, wie sie in Frankreich spätestens seit der Grammatik von Port-Royal (1660) behandelt werden. In Deutschland setzt sie, von Vorläufern wie Christopher Helwig abgesehen, erst mit der Frühaufklärung ein. Vorsichtige Kritik an der dt. Satzklammer findet sich erstmals bei Schottelius, dann auch bei anderen Grammatikern. Betrachtet man jedoch den persönlichen Stil der Sprachgesellschaften, dann wird deutlich, daß erst mit den Grammatikern des 18. Jhs. eine „leichtfließende Schreibart“ (Gottsched) nicht nur gefordert, sondern auch praktiziert wird.

Die in der Fruchtbringenden Gesellschaft vieldiskutierte Grammatik von Christian Gueintz (s. Ertzschrein 219—258) sei wegen einer methodischen Eigenart kurz erwähnt. Inhaltlich steht Gueintz' „Deutscher Sprachlehre Entwurf“ von 1641 in der Tradition dt. Grammatiker wie Stephan Ritter, Johannes Clajus, Albert Ölinger, auch Johannes Kromayer. Damit knüpft Gueintz einerseits an Traditionen der Grammati-

kographie des Lateinischen (Priscian, Donatus), andererseits an Verfahren an, die auf Petrus Ramus zurückgehen. In Deutschland wurde der Ramismus insbesondere von dem Kreis um den u. a. in Köthen wirkenden Schulreformer Wolfgang Ratke aufgegriffen. In der konkreten Grammatikschreibung schlägt er sich in einer mit äußerster Konsequenz vollzogenen dichotomischen Darstellung grammatischer Kategorien nieder, die zu einer exzessiven Untergliederung der einzelnen Kapitel führt und vom heutigen Leser nur mit Befremden wahrgenommen werden kann.

4.3.2. Dichtungen, Übersetzungen, poetologische und rhetorische Arbeiten

Neben den im engeren Sinne sprachpflegerischen Schriften liegen von Mitgliedern der SG zahlreiche Texte literarischer Textsorten vor, vornehmlich Gedichte und Dramen. Nicht selten handelt es sich um Kasualdichtungen. Den quantitativ größten Anteil am Schrifttum der Sprachgesellschaften nehmen vermutlich die Übersetzungen ein (eine zumindest Teile berücksichtigende zeitgenössische Aufzählung in Neumark 1668, 446 ff.). Sie dienten außer der Aneignung „guter Sachen“, d. h. nutzbringender Inhalte für die eigene Kulturgemeinschaft, auch der Übung in bzw. dem Ausbau der dt. Sprache (vgl. Kaspar Stieler's Bemerkung, Übersetzungen aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen könnten beim dt. Übersetzer zu „hohen gedanken / artlichen Sätzen / höfischen Wortgeprägten / geschicklichen Beysetzwörtern“ führen, 1681, I, 125; ähnlich schon Opitz 1624). Übersetzt wurden vornehmlich literarische Texte, historische Werke, Erbauungsschriften, Fachtexte der unterschiedlichsten Art.

Mit Martin Opitz' „Buch von der Deutschen Poeterey“ von 1624 liegt erstmals eine deutschsprachige Poetik vor. Zwar steht sie deutlich in außerdeutschen Traditionen (von Julius Caesar Scaliger bis zu den französischen Dichtungstheoretikern), doch wird in ihr die Forderung nach einer eigenständigen dt. Kunstdichtung erhoben. Opitz selbst wurde erst 1629 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, seine Poetik wirkte jedoch nachhaltig auf die poetologischen Arbeiten der Sprachgesellschaften. Intensiv diskutiert wurden insbesondere metrische Fragen, wie die des alternierend-akzentuierenden Prinzips in einer dt. Kunstdichtung. Neben den poetologischen Schriften finden sich rhetorische Textsorten in großer Zahl, darunter Rhetoriken im engeren Sinne, Darstellungen der „Sekretariatkunst“ und Epistolographien.

5. Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts im einzelnen

5.1. Die Fruchtbringende Gesellschaft

Die Fruchtbringende Gesellschaft ist die gesellschaftlich und im Hinblick auf die sprachpflegerischen Leistungen ihrer Mitglieder bedeutendste dt. SG. Sie wurde am 24. August 1617 von einem kleinen Kreis um Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen und Caspar von Teutleben, einem Weimarer Geheimrat und Hofmarschall, gegründet (zum folgenden, z. T. auch mit umfänglichen Literaturangaben und Originaldokumenten, Conermann 1992 u. 1985, Bircher 1991, Berns 1978, Stoll 1973, Otto 1972). Ludwig war, vermutlich bereits ab 1617, bis 1650 Oberhaupt der Gesellschaft; seine Nachfolger wurden Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar (bis 1662) und August von Sachsen (bis 1680). Da nur das Oberhaupt neue Mitglieder aufnehmen durfte und Wilhelm und August ohnehin eher das gesellschaftliche Moment der Sozietät gefördert hatten, ihr im Bereich der Spracharbeit aber keine neuen Impulse vermittelten, starb die Fruchtbringende Gesellschaft nach dem Tode Augusts langsam aus.

Die Fruchtbringende Gesellschaft hatte insgesamt 890 Mitglieder. Die meisten dieser Mitglieder waren Adlige (ca. 75%), in der Regel Vertreter des niederen Adels, aber auch etliche Fürsten (unter den von Ludwig aufgenommenen Mitgliedern befanden sich ca. 14% Vertreter des Hochadels). Bürgerliche waren weit weniger stark vertreten, so daß die Mitgliedschaft gerade für sie einer erheblichen gesellschaftlichen Auszeichnung gleichkam. Gemäß einer zeitgenössischen Unterscheidung der Mitglieder in „Illustriores“ und „Minus Illustres“ waren Kennzeichen letzterer nicht der Adel des Blutes (wie bei den „Illustriores“), sondern Bildung und Klugheit („eruditio et prudentia“). So wurde auch die konkrete Arbeit im Bereich der Sprach- und Dichtungspflege fast ausschließlich von diesen nichtadligen Mitgliedern geleistet; zu ihnen gehörten u. a. Johann Valentin Andreae, Sigmund von Birken, August Buchner, Andreas Gryphius, Christian Gueintz, Georg Philipp Harsdörffer, Carl Gustav von Hille, Friedrich von Logau, Johann Michael Moscherosch, Georg Neumark, Martin Opitz, Johann Rist, Justus Georg Schottelius, Kaspar Stieler, Johann Wilhelm von Stubenberg, Diederich von dem Werder und Philipp von Zesen. Fast alle Mitglieder waren Protestanten, darunter etwa gleich viele Lutheraner und Calvinisten. Die meisten Mitglieder entstammten dem omd. Raum, doch auch aus dem Ausland wurden vereinzelt Personen aufgenommen.

Frauen konnten nicht Mitglied werden (eine vermutlich als Gegenbewegung zur Fruchtbringenden Gesellschaft konzipierte, ausschließlich Frauen Mitgliedschaft gewährende und der Kultivierung französischer Sprache und Dichtung verpflichtete Sozietät war die adlige „La Noble Academie des Loyales“ bzw. „L'Ordre de la Palm d'Or“, dazu Hinweise in Otto 1972, 19; zu nur für Frauen zugelassenen Sozietäten s. auch Conermann 1989).

Obgleich Ludwig die Umwandlung der Gesellschaft in einen Ritterorden ablehnte, da ihr „Zweck“ „alleine auf die Deutsche sprache und löbliche tugenden, nicht aber auf Ritterliche thaten [...] gerichtet“, läßt sich in ihrer Anlage doch ein höfisch-chevaleresker Zug erkennen (dazu Berns 1978). Explizit erklärt Carl Gustav von Hille, einer der Chronisten der Fruchtbringenden Gesellschaft, die Sicherung der „Adelichen Tugenden“ (Hille 1647, 56) zur wichtigen Aufgabe. Das Persönlichkeitsideal ist zumindest unter Ludwigs Nachfolgern stark von dem des kultivierten Hofmanns beeinflusst, wie es etwa durch Baldasar Castigliones „Il libro del Cortegiano“ von 1528 weite Verbreitung gefunden hatte.

Zwar waren die Standesgrenzen innerhalb der Fruchtbringenden Gesellschaft keineswegs aufgehoben (vgl. Georg Neumarks Bemerkung, die „Niedrigere[n]“ Mitglieder der Gesellschaft sollten den „vornehmen Standespersonen“ mit „gezielmender Demuht“ begegnen; Neumark 1668, 77), doch lassen sich andererseits egalitäre Ansätze erkennen. Die u. a. von Hille (1647, 138) behauptete „Gleichheit“ unter den Gesellschaftern (vgl. auch Neumark 1668, 68) zeigt sich etwa im ersten Punkt der Satzung, wo von allen Mitgliedern gefordert wird, sie mögen, gleich welchen Standes, bei Zusammenkünften „gütig / frölich und vertraulich“ (Neumark 1668, 25) miteinander umgehen (zum conversatio-Ideal s. Conermann 1978), und begegnet auch in einigen Spezifika des äußeren Rahmens der Gesellschaft, etwa in der vom gesellschaftlichen Stand unabhängigen Sitzordnung.

Zu den formalen Kennzeichen der Fruchtbringenden Gesellschaft gehört zunächst die Satzung (z. B. Neumark 1668, 25–27), in der die Verpflichtung des einzelnen auf die Interessen der Gesellschaft, die Forderung nach tugendhaftem Verhalten und einem angemessenen Umgangston innerhalb der Gesellschaft, das eigentlich sprachpflegerische Anliegen (s. o. 4.) formuliert sowie die äußeren Kennzeichen der Mitgliedschaft beschrieben werden. Zum Symbol der Gesellschaft wird, in gezielter Ablehnung einer bloß müßigen Beschäftigung mit geistigen oder kulturellen Gegenständen, der „indianische

Palmbaum“ erklärt (daher auch „Palmorden“ als alternativer Gesellschaftsname), da er das Motto der Gesellschaft—„Alles zu Nutzen“—augenfällig illustriert: Von ihren Früchten über das Holz ihres Stammes bis zu ihren Blättern ist jeder Teil der Kokospalme nutzbringend verwendbar. Jedes Mitglied erhielt nach einem Aufnahme-ritual („Hänselung“) einen Gesellschaftsnamen (z. B. Martin Opitz: „Der Gekrönte“, Justus Georg Schottelius: „Der Suchende“), einen dazugehörigen Sinnspruch, ein „Gemälde“ (Emblem), das u. a. eine ihm symbolisch zugewiesene Pflanze zeigte, sowie ein auf seine Persönlichkeit abgestimmtes Gedicht („Reimgesetz“). Name, Sinnspruch und Emblem waren auch auf dem „Gesellschaftspfennig“ eingraviert, der für einige Mitglieder angefertigt wurde.

Zusammenkünfte auch nur eines Teils der Mitglieder scheint es nur äußerst selten gegeben zu haben, stets lagen mehrere Jahre dazwischen. Für das Jahr 1624 z. B. ist ein Treffen belegt, bei dem elf Mitglieder über die beste Übersetzung des Wortes „Materie“ diskutierten.

5.2. Wichtige Gesellschaften im Überblick

Neben der Fruchtbringenden Gesellschaft lassen sich für das 17. Jh. zumindest vier weitere SG unterscheiden (zu diesen SG, auch zu hier nicht behandelten kleineren Sozietäten, s. die unter 5.1. genannte Literatur). Sie orientierten sich alle mehr oder weniger stark an der Fruchtbringenden Gesellschaft. Grundsätzlich gilt, daß die Kontakte zwischen den einzelnen Gesellschaften recht intensiv waren; Mehrfach-Mitgliedschaften waren üblich.

a) „Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen“: Die Gesellschaft wurde 1633 von einem Kreis um Jesaias Rompler von Löwenhalt in Straßburg gegründet (zur Geschichte der Gesellschaft, mit Literaturhinweisen, s. das Nachwort von W. Kühlmann und W. E. Schäfer in Rompler 1647). Neben Rompler waren an der Gründung Johann Freinsheim (der wie Rompler Schüler des Straßburger Historikers Matthias Bernegger war), Andreas Hecht und Peter Samuel Thiedrich beteiligt. In der „Vorred“ seiner „Reimgedichte“ von 1647 nennt Rompler als Aufgabe der Gesellschaft „alter Teütscher aufrichtigkeit / und rainer erbauung unserer währten Mutersprach sich zubefleisen“. Von der adligeren Fruchtbringenden Gesellschaft unterschied sich die Tannengesellschaft in einer stärker altdeutschen Orientierung. So wird in programmatischen Äußerungen wie in Gedichten einer ‚schlichten deutschen Ehrlichkeit‘ in besonderer Weise das Wort geredet, und in ihrer Dichtung knüpfen die Mitglieder bis zu einem gewissen Grade an zünfti-

sche Traditionen an (Meistersang). Zu den Mitgliedern der Tannengesellschaft gehörten u. a. Johann Michael Moscherosch (unter dem Namen Philander von Sittewalt Verfasser der zeitkritischen „Wunderlichen Satyrischen vnd Wahrhaftigen Gesichte“, 1645) und Matthias Schneuber, zumindest nahe stand ihr Johann Heinrich Schill (Verfasser von „Der Teutschen Sprach Ehren=Krantz“, 1644).

b) „Deutschgesinnete Genossenschaft“: Sie wurde von Philipp von Zesen, der auch bis zu seinem Tode 1689 ihr erstes Oberhaupt war, vermutlich 1643 in Hamburg gegründet. Zu den bedeutenderen Mitgliedern (namentlich bekannt sind 207 Mitglieder) gehörten Johann Bellin, Sigmund von Birken, Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Johann Christoph Männling, Johann Michael Moscherosch und Rompler von Löwenhalt. Die Deutschgesinnete Genossenschaft war in vier „Zünfte“ gegliedert (Rosen-, Liljen-, Näglein- und Rautenzunft). Zeitgenössische Informationen über die Gesellschaft liefert neben den Arbeiten Zesens die von Bellin herausgegebene Korrespondenz der Mitglieder (Bellin 1647).

Auch die Satzung der Deutschgesinneten Genossenschaft enthält die typischen sprachpflegerischen Annahmen und Forderungen der Zeit (Zesen 1669, 206—210): Die der dt. Sprache „eigene angebohrne grundzierde solle „erhalten“ und „vermehret“ werden. Zum einen bedeutet dies die Vermeidung von „fremde[m] unwesen und gemische“, zum anderen das Verfassen von Büchern in dt. Sprache. Die Aufforderung auch zum Übersetzen von „*erbaulichen Schriften*“ aus anderen Kulturen zeigt, daß in den SG weit weniger fremde Sprachen und Kulturen insgesamt Gegenstand der Kritik waren — nicht selten wird im Gegenteil mit Hochachtung von ihnen gesprochen — als vielmehr die als gewollt modisch und damit für die eigene Kultur letztlich erniedrigend empfundene Orientierung am Fremden durch die eigenen Landsleute, im sprachlichen Bereich also die als oberflächlich und gedankenlos geltende Verwendung von Fremdwörtern (meist in der alamodischen Sprache, kaum je dagegen in den Fachsprachen, wo von vielen Sprachgesellschaftern weitgehende Zugeständnisse gemacht werden; vgl. z. B. die geradezu topische Feststellung, daß Fremdwörter, die bereits „Teutsches Statrecht erlanget“ [Schottelius 1663, 1248] haben, als Teil des Systems des Dt. akzeptabel sind, wie auch solche fachsprachlichen Fremdwörter, für die im Dt. eine Bezeichnungslücke besteht; dazu Gardt [demn.] b; zum 18. Jh. Roelcke [demn.]).

Charakteristisch für die sprachreflexiven Arbeiten Zesens ist die Verbindung einer auf Kon-

zepte der Sprachmystik zurückgreifenden hohen Bewertung des Dt. mit einer scharfen Kritik am alamodischen Fremdwort. Seine konsequente Politik der Eindeutschung (dazu Blume 1967) wurde ihm unter Vorhaltung einiger extremer Beispiele („abbildend Glasgeschirr“ für „Spiegel“, „Zeugemutter“ für „Natur“ etc.) schon zu seinen Lebzeiten und noch Jahrhunderte später vorgehalten (zu einer zeitgenössischen Verteidigungsschrift z. B. sah sich bereits sein Mitarbeiter Andreas Habichthorst 1678 veranlaßt). Vergessen wurde dabei jedoch, daß sich zahlreiche von Zesens Vorschlägen sehr wohl durchgesetzt haben („wahrscheinlich“, „Bücherei“, „Leidenschaft“ etc.).

c) „Pegnesischer Blumenorden“, (auch: Blumen-Genossen, Blumen-Hirten, Gekrönter Blumen-Orden, Pegnitz-Hirten, Edel-gekrönter Blumen-Orden von der Pegnitz u. a.; später auch: Nürnberger Dichterschule): Die Gesellschaft wurde 1644 von Georg Philipp Harsdörffer und Johann Klaj in Nürnberg gegründet. Harsdörffer war bis 1658 ihr erstes Oberhaupt, nach seinem Tod übernahm Sigmund von Birken die Leitung. Von den üblicherweise als SG bezeichneten Sozietäten ist der Pegnesische Blumenorden die am stärksten einer Gesellschaft der Dichtungspflege entsprechende Vereinigung. Unter ihren Mitgliedern (bis 1732 waren es insgesamt 117) befanden sich zahlreiche gekrönte Poeten. Auffallend stark war das Interesse an Fragen der Metrik, Rhetorik sowie dem klanglichen Potential von Sprache. Die Dichtungen der Mitglieder haben einen bisweilen manieristischen Zug; Harsdörffer selbst bekam u. a. wegen seiner Vorliebe für Klangmalerei in der Fruchtbringenden Gesellschaft den Namen „Der Spielende“ verliehen. Zu den Mitgliedern zählten u. a. die aus anderen SG bekannten Schottelius, Stieler, Zesen, Moscherosch, Neumark und Rist. Auch Frauen waren als Mitglieder zugelassen. Der Pegnesische Blumenorden ist die einzige SG, die deutlich über das 17. Jahrhundert hinaus, sogar — wenn auch in veränderter Form — bis ins 20. Jh. bestand.

Im Gegensatz etwa zur Fruchtbringenden Gesellschaft scheinen die Mitglieder des Pegnesischen Blumenordens recht häufig zusammengekommen zu sein. Ein Bericht aus dem 18. Jh. beschreibt den Ablauf der frühen Treffen so (Herdegen 1844, 877, zit. nach Otto 1972, 49):

Hier wurden entweder die von ihnen verfertigten Übersetzungen aus anderen Sprachen, oder aber die Gedichte, worinnen sie ihre eigene Gedanken vorgetragen, von ihnen abgelesen, oder es wurde da verabredet, worüber bey nächster Versammlung, ein jedes Mitglied seine Gedanken eröffnen solle, oder was, bey einer vorsehenden vornehmen Hochzeit, für eine Materie

zu einem auszuführenden Hirten-Gespräch möchte erwähnt werden.

Der Hinweis auf die Hochzeit verdeutlicht, daß die Kasualdichtung, d. h. das Verfassen von Gedichten anlässlich bedeutenderer gesellschaftlicher Ereignisse, eine vergleichsweise wichtige Aufgabe der Sprachgesellschaften war.

d) „Elbschwanenorden“: Die 1658 in Hamburg gegründete SG war stark von der Persönlichkeit ihres Gründers, des Pastors Johann Rist, geprägt und löste sich nach dem Tode Rists im Jahre 1667 auf (einen Überblick bietet, außer der o. a. Literatur, Mannack 1978). Insgesamt hatte der Elbschwanenorden 45 Mitglieder, darunter 36 gekrönte Poeten und etwa ein Drittel Geistliche lutherischen Bekenntnisses. Zu den Mitgliedern zählten u. a. Georg Greflinger, Conrad von Hövelen, Balthasar Kindermann, Gottfried Wilhelm Sacer und Matthäus Merian.

6. Sozietäre Sprachpflege im 18. Jahrhundert

Im 18. Jh. werden sprachpflegerische Interessen am deutlichsten in den „Deutschen Gesellschaften“ wahrgenommen. Deutsche Gesellschaften wurden u. a. in Bremen, Königsberg, Göttingen, Jena, Leipzig, Mannheim, Altdorf (b. Nürnberg), Wien und Bern gegründet. Viele der programmatischen Formulierungen entsprechen denen der barocken SG, indem die Aufwertung der dt. Sprache und ihr weiterer Ausbau zur niveaivolten Literatur- und Wissenschaftssprache propagiert wird. Güteeigenschaften wie „Reinigkeit“ und „Richtigkeit“ werden dem Dt. zugesprochen (Satzung der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, in: *Nachricht* 1727, 45), und die Sprecher werden zum Patriotismus ermuntert: Sie mögen „eifriger auf ihre eigene Ehre“ achten und „endlich ihre einheimischen Reichthümer [...] kennen und nach Werthe schätzen lernen“ (*Nachricht* 1731, 47). Auch hier geht das Lob der eigenen Sprache mit der Abwertung des sprachlich Fremden einher, meist der als unnötig empfundenen Fremdwörter, aber auch der fremden Nationen selbst (vgl. den Angriff auf die „Frantzen“ in der Ausgabe der „*Nachricht*“ von 1731).

Zugleich fällt in den programmatischen Texten der Deutschen Gesellschaften aber der Appell an eine „gesunde Vernunft“ bei der sprachlichen Normierung auf (z. B. *Nachricht* 1727, 30; vgl. auch die Statuten der Deutschen Gesellschaft in Göttingen). Diese „gesunde Vernunft“ soll einerseits nach klaren Prinzipien vollzogene und in sich stimmige sprachliche Regelungen garantieren, soll andererseits als *sensus communis*

(etwa im Sinne eines ‘gesunden Menschenverstandes’) die Vermeidung sprachpflegerischer Exzesse sicherstellen, die allzu konsequent gehandhabten sprachtheoretischen oder ideologischen Positionen entspringen. Zunehmend begegnet in den Texten des 18. Jhs. daher auch die Forderung, im Umgang mit Fremdwörtern die „Mittel=Strasse“ zu gehen (so z. B. Johann Christoph Gottsched, der bedeutendste Vorsitzende der Leipziger Deutschen Gesellschaft, 1762, 237). Von solch aufgeklärteren Positionen aus betrachtet, erscheinen die puristischen Bemühungen der SG des Barock im Rückblick nicht selten als kaum ernst zu nehmende „Grillen“ (Gottsched 1762, 242).

Ebenfalls auffallend in den Texten des 18. Jahrhunderts ist ein z. T. markanter Varietäten-Purismus, der sich insbesondere gegen die „Provinzial-Redensarten“ (*Nachricht*, 1727, 45) richtet und den einzelnen Dialekten das „Hochdeutsche“ vorzieht. Bei der Würdigung der Auseinandersetzung zwischen Gottsched und den Schweizern Johann Jacob Bodmer und Johann Jacob Breitinger, die Gottscheds meißnischem Ideal ihr alemannisches Idiom entgegenhalten, darf nicht übersehen werden, daß diese Diskussion auf der Basis einer weitgehend funktionierenden Hochsprache stattfindet und zudem in eben dieser Hochsprache, dem „Hochdeutschen“, geführt wird.

Außer in den Deutschen Gesellschaften wird Sprachpflege im 18. Jh. in Akademien betrieben (dazu u. a. Hammermeyer 1976 u. 1983, Reiffenstein 1995). Im Gegensatz zu den eher lose organisierten, z. T. fast privat anmutenden SG der Barockzeit handelt es sich bei den Akademien um straff organisierte, von einer staatlichen Obrigkeit eingesetzte Institutionen mit einem meist klar umrissenen wissenschaftlichen Auftrag. In ihre unterschiedlichen Klassen fanden auch sprachbezogene Themen Eingang. So ist etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die „Anleitung zur deutschen Sprachkunst“ des Akademie-Professors Heinrich Braun 1765 „mit Genehmigung der Churbaierischen Akademie der Wissenschaften“ erschienen, und die Forderung in den Statuten der Bayerischen Akademie nach Abfassung aller Schriften „in reiner deutscher Sprache“ (im Gegensatz zur Praxis etwa in Berlin oder Göttingen) zeigt eine bewußte Hinwendung zum Dt.

Von besonderer Bedeutung für die dt. Akademiesbewegung war Gottfried Wilhelm Leibniz (zu seinen Akademieplänen zuletzt Flamm 1994, 93 ff.). In seinen unterschiedlichen Vorschlägen zur Gründung gelehrter Sozietäten, von einer „*Societas Eruditorum Germaniae*“ in seiner Ju-

gend bis zur „Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften“, begegnen wiederholt Äußerungen zur Sprachpflege. Er selbst empfand die Beschäftigung mit der dt. Sprache in der Brandenburgischen Akademie als unzureichend. Die in seinen Schriften (Leibniz 1671, 1679, 1697 u. 1700) formulierten Forderungen an sozietäre Spracharbeit spiegeln den Versuch, sprachpatriotische Positionen mit der Offenheit gegenüber fremden Sprachen und Kulturen zu verbinden.

7. Literatur (in Auswahl)

- Barbarić, Stjepan, Zur grammatischen Terminologie von Justus Georg Schottelius und Kaspar Stieler. 2 Bde. Bern/Frankfurt/Las Vegas 1981. (EH, Reihe 1, 396).
- Bellin, Johann, Etlicher der hoch-löblichen deutsch-gesinneten Genossenschaft Mitglieder wie auch anderer hoch-gelehrter Männer Sende-schreiben [...]. Hamburg 1647.
- Berns, Jörg Jochen, Zur Tradition der deutschen Sozietätsbewegung im 17. Jahrhundert. In: Bircher/van Ingen 1978, 53—73.
- Betz, Manfred, Wirklichkeit und Wirkung von Geschichte für die Idee einer deutschen Nationalsprache in den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Diss. (masch.) Heidelberg 1995.
- Bircher, Martin, unter Mitarbeit v. Gabriele Henkel u. Andreas Herz (Hrsg.), Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Herzog Augusts von Sachsen-Weißenfels, 1667—1680 [...]. Tübingen 1991. (Die Deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts — Fruchtbringende Gesellschaft. Reihe 1/C: Halle)
- Bircher, Manfred/Ferdinand van Ingen (Hrsg.), Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichterguppen. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 28. bis 30. Juni 1977. Hamburg 1978.
- Blume, Herbert, Die Morphologie von Zesens Wortneubildungen. Gießen 1967.
- Ders., Sprachtheorie und Sprachenlegitimation im 17. Jahrhundert in Schweden und in Kontinentaleuropa. In: Arkiv för Nordisk Filologi 39, 1978, 205—218.
- Borst, Arno, Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. 4 Bde. Stuttgart 1957—1963.
- Buck, August, Die humanistischen Akademien in Italien. In: Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert. Hrsg. v. F. Hartmann/R. Vierhaus. Wolfenbüttel/Bremen 1977, 11—25. (Wolfenbütteler Forschungen 3).
- Bulling, Klaus, Bibliographie zur Fruchtbringenden Gesellschaft. In: Marginalien. Blätter der Pirckheimer Gesellschaft 20, 1965, 3—110.
- Conermann, Klaus (Hrsg.), Fruchtbringende Gesellschaft. Der Fruchtbringenden Gesellschaft Geöffneter Erzschein. Das Köthener Gesellschaftsbuch Fürst Ludwigs I. von Anhalt-Köthen 1617—1650. 3 Bde. Weinheim 1985.
- Ders., Die Tugendliche Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Fruchtbringenden Gesellschaft. Sittenzucht, Gesellschaftsidee und Akademiegedanke zwischen Renaissance und Aufklärung. In: Sprachgesellschaften — Galante Poetinnen. Zusammengestellt v. E. A. Metzger u. R. E. Schade. In: Daphnis 17, 1988, 514—626.
- Ders., unter Mitarb. v. D. Merzbacher (Hrsg.), Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617—1650. Tübingen 1992. (Die Deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts — Fruchtbringende Gesellschaft, Reihe 1, 1).
- Dann, Otto (Hrsg.), Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich. München 1981.
- Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke [...]. Hrsg. v. Gottlieb Krause. Leipzig 1855. Nachdruck. Hildesheim/New York 1973.
- Flamm, Traugott, Eine deutsche Sprachakademie. Gründungsversuche und Ursachen des Scheiterns (von den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts bis 1945). Berlin [etc.] 1994. (EH, Reihe 1, 1449).
- Garber, Klaus, Sozietäten, Akademien, Sprachgesellschaften. In: Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Hrsg. v. H. J. Sandkühler, in Zusammenarbeit mit dem Instituto Italiano Per Gli Studi Filosofici u. mit A. Regenbogen u. a. Bd. 4. Hamburg 1990, 366—384.
- Ders., Sozietät und Geistes-Adel: Von Dante zum Jakobiner-Club. In: Garber/Wismann 1996, 1—39.
- Ders./Heinz Wismann (Hrsg.), Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung. 2 Bde. Bd. 1: Tübingen 1996.
- Gardt, Andreas, Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin/New York 1994. (QFSC/K 108).
- Ders./Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hrsg.), Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen 1995. (RGL 156).
- Ders., Das Konzept der 'Eigentlichkeit' im Zentrum barocker Sprachtheorie. In: Ders./Mattheier/Reichmann 1995, 145—167.
- Ders., Das Fremdwort in der Sicht der Grammatiker und Sprachtheoretiker des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine lexikographische Darstellung. In: ZfdPh [demn.] (= Gardt [demn.] a).
- Ders., Die Auffassung von Fachsprachen in den Sprachkonzeptionen des Barock. In: Fachsprachen. Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Hrsg. v. Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert E. Wiegand, in Verbindung mit Christian Galinski u. Werner Hüllen. 2 Halbbde. Berlin/New York [demn.]. (= Gardt [demn.] b).
- Gottsched, Johann Christoph, Deutsche Sprachkunst. 5. Aufl. Leipzig 1762. In: Ders., Ausgewählte Werke. Hrsg. v. P. M. Mitchell. Band 8, Teil 1: Bearb. v. Herbert Penzl. Berlin/New York 1978.
- Grimm, Gunter E., Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer. Zum Wandel des Gelehrtentums zwischen Ba-

- rock und Aufklärung. In: Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien. Hrsg. v. Hans Erich Bödeker/ Ulrich Herrmann. Göttingen 1987, 14—38.
- Gundolf, Friedrich, Anfänge deutscher Geschichtsschreibung. Hrsg. v. Elisabeth Gundolf/Edgar Wind. Amsterdam 1938.
- Hammermeyer, Ludwig, Akademiebewegung und Wissenschaftsorganisation. Formen, Tendenzen und Wandel in Europa während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Erik Amburger/Michał Cieśla/László Sziklay. Berlin 1976, 1—84.
- Ders., Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759—1807. 2 Bde. München 1983.
- Harsdörffer, Georg Philipp, Schutzschrift für Die Teütische Spracharbeit und Derselben Beflissene [...]. In: Ders., Frauenzimmer Gesprächspiele. Nürnberg 1644. Nachdruck. Hrsg. v. Irmgard Böttcher. 1. Teil. Tübingen 1968, 339—396.
- Ders., Lobrede Des Geschmackes [...]. Nürnberg 1651. In: Ludwig von Anhalt-Köthen: Der Fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen / Vorhaben / Gemähle und Wörter [...]. Nachdruck. Hrsg. v. Martin Bircher. München 1971.
- Ders., Deliciae Mathematicae et Physicae [...]. Nürnberg 1677.
- Hartmann, Fritz/Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert. Bremen/Wolfenbüttel 1977. (Wolfenbütteler Forschungen 3).
- Henne, Helmut: Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jahrhundert. In: Ders. (Hrsg.): Deutsche Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts. Einführung und Bibliographie. Hildesheim/New York 1975, 3—37.
- Hille, Carl Gustav von, Der Teutsche Palmbaum: Das ist / Lobschrift Von der Hochlöblichen / Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang / Satzungen / Vorhaben / Nahmen / Sprüchen / Gemählen / Schriften und unverwelklichem Tugendruhm [...]. Nürnberg 1647. Nachdruck. München 1970.
- Huber, Wolfgang, Kulturpatriotismus und Sprachbewußtsein. Studien zur deutschen Philologie des 17. Jahrhunderts. Frankfurt [etc.] 1984. (GASK 5).
- Ingen, Ferdinand van, Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Versuch einer Korrektur. In: Daphnis 1, 1972, 14—23.
- Ders., Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Zwischen Kulturpatriotismus und Kulturvermittlung. In: Mu 96, 1986, 137—146.
- Ders., Die Rhetorik-Kammern in den Niederlanden und die Sprachgesellschaften in Deutschland. Res Publica Litteraria zwischen Gelehrsamkeit und Geselligkeit. In: Res publica litteraria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit. Hrsg. v. Sebastian Neumeister/Conrad Wiedemann. Teil 1. Wolfenbüttel 1987, 111—132. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 14).
- Jellinek, Max, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. 2 Halbbde. Heidelberg 1913; 1914.
- Josten, Dirk, Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Bern/Frankfurt 1976. (EH, Reihe 1, 152).
- Keller, Ludwig, Die Großloge Zum Palmbaum und die sogenannten Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. In: Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 16, 1907, 189—236.
- Kühlmann, Wilhelm, Moscherosch und die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts — Aspekte des barocken Kulturpatriotismus. In: Bibliothek und Wissenschaft 16, 1982, 68—84.
- Ders., Frühaufklärung und Barock. Traditionsbruch — Rückgriff — Kontinuität. In: Europäische Barock-Rezeption. Hrsg. v. Klaus Garber, in Verbindung mit Ferdinand van Ingen/Wilhelm Kühlmann/Wolfgang Weiß. Wiesbaden 1991, 187—214.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm, Denkschrift von der Aufrichtung einer Akademie in Deutschland, zur Förderung der Künste und Wissenschaften (vermutl. 1671). In: G. W. Leibniz. Deutsche Schriften. 1. Bd.: Muttersprache und völkische Gesinnung. Hrsg. v. Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig 1916, 60—69.
- Ders., Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben (1679). In: G. W. Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe. Hrsg. v. der Preußischen Akademie der Wissenschaften [...]. Reihe 4, Bd. 3, Berlin 1986, 795—820.
- Ders., Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. (Entstanden um 1697, veröffentlicht 1717). In: Leibniz und die deutsche Sprache. Hrsg. v. Paul Pietsch. In: ZADS, Wissenschaftliche Beihefte, 4. Reihe, Heft 30, 1908, 313—356.
- Ders., [Aus den Schriften zur Gründung der Berliner Wissenschafts=Akademie. Aus dem von Leibniz im Auftrag des Kurfürsten entworfenen Stiftungsbrief der Sozietät der Wissenschaften zu Berlin] (1700). In: G. W. Leibniz. Deutsche Schriften. 1. Bd.: Muttersprache und völkische Gesinnung. Hrsg. v. Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig 1916, 70.
- Mannack, Eberhard, Hamburg und der Elbschwanenorden. In: Bircher/van Ingen 1978, 163—179.
- Maurer, Friedrich/Heinz Rupp, Deutsche Wortgeschichte. 2 Bde. 3. Aufl. Berlin/New York 1974.
- Morhof, Daniel Georg, Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie [...]. Lübeck/Frankfurt 1700. Hrsg. v. Henning Boetius. Bad Homburg v. d. H./Berlin/Zürich 1969.
- Moscherosch, Johann Michael, Visiones de Don Quevedo. Das ist: Wunderliche Satyrische vnd Warhafftige Gesichte Philanders von Sittewalt [...]. Ohne Ort 1645.
- Münkler, Herfried, Nation als politische Idee im frühneuzeitlichen Europa. In: Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Akten des 1. Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit. Hrsg. v. Klaus Garber. Tübingen 1989, 56—86.
- Nachricht von der erneuerten Deutschen Gesellschaft. Leipzig 1727. In: Thomas Charles Rauter, The

- eighteenth-century „Deutsche Gesellschaft“: A literary society of the German middle class. Diss. (masch.) Urbana 1970.
- Nachricht von der erneuerten Deutschen Gesellschaft. 2. Aufl. Leipzig 1731. In: Thomas Charles Rauter, *The eighteenth-century „Deutsche Gesellschaft“: A literary society of the German middle class. Diss. (masch.) Urbana 1970.*
- Neuhaus, Gisela M., Justus Georg Schottelius: Die Stammwörter der Teutschen Sprache Samt dererselben Erklärung / und andere die Stammwörter betreffende Anmerkungen. Eine Untersuchung zur frühneuhochdeutschen Lexikologie. Göppingen 1991.
- Neumark, Georg, Der Neu=Sprössende Teutsche Palmbaum. Oder Ausführlicher Bericht / Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang / Absehn / Satzungen / Eigenschaft / und dererselben Fortpflanzung [...]. Weimar o. J. (Widmung August 1668). Nachdruck. München 1970.
- Opitz, Martin, Buch von der Deutschen Poeterey. Breslau 1624. In: Martin Opitz, *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. G. Schulz-Behrend. Bd. 2/1. Stuttgart 1979, 331—416.
- Otto, Karl F., Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Stuttgart 1972.
- Parnassus Boicus, Oder Neu=eröffneter Musen=Berg [...] Sibende Unterredung. München 1722.
- Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York 1994.
- Reichmann, Oskar, Geschichte lexikographischer Programme in Deutschland. In: *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Hrsg. v. Franz Josef Hausmann/Oskar Reichmann/Herbert E. Wiegand/Ladislav Zgusta. 3 Teilbde. Berlin/New York 1989; 1990; 1991. 1. Teilbd., 230—246. (HSK 5.1).
- Ders., Zum Gebrauch von Gebrauch und zugehörigen Ausdrücken in sprachreflexiven Texten der Barock- und Aufklärungszeit. In: *Festschrift für Karl Mollay*. Hrsg. v. Regina Hessky. Budapest 1993, 275—309.
- Reiffenstein, Ingo, „Oberdeutsch“ und „Hochdeutsch“ in Bayern im 18. Jahrhundert. In: *Gardt/Mattheier/Reichmann 1995*, 307—317.
- Roelcke, Thorsten, Das Kunstwort in der Zeit der Aufklärung: wissenschaftliche Konzeption und faktischer Gebrauch. In: *Fachsprachen. Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Hrsg. v. Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert E. Wiegand, in Verbindung mit Christian Galinski/Werner Hüllen. 2 Halbbde. Berlin/New York [demn.].
- Rompler von Löwenhalt, Jesaias, Des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reimgedichte. Straßburg 1647. Mit einem Nachwort, Kommentaren und bibliographischem Anhang. Hrsg. v. Wilhelm Kühnmann/Walter E. Schäfer. Tübingen 1988.
- Scaglione, Aldo, *Komponierte Prosa von der Antike bis zur Gegenwart*. Bd. 2: Die Theorie der Wortstellung im Deutschen. Stuttgart 1981.
- Schorer, Christoph, *Der Vnartig Teutscher Sprach=Verderber. Beschrieben Durch Einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach. Ohne Ort 1634.*
- Schottelius, Justus Georg, *Lamentatio Germaniae Exspirantis — Der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germaniae elendeste Todesklage*. Braunschweig 1640. Hrsg. v. Ernst Voss. In: *Journal of English and Germanic Philology* 7, 1908, 1—31.
- Ders., *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haupt-Sprache [...]*. Braunschweig 1663. Hrsg. v. Wolfgang Hecht. 2 Teile. Tübingen 1967.
- Ders., *Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum [...]*. Braunschweig 1673.
- Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478—1750)*. Ausgewählt u. kommentiert v. William Jervis Jones. Berlin/New York 1995. (SLG 38).
- Stieler, Kaspar, *Teutsche SekretariatKunst [...]*. 2. Aufl. Nürnberg 1681.
- Ders., *Zeitungs Lust und Nutz. Neudruck der Originalausgabe von 1695*. Hrsg. v. Gert Hagelweide. Bremen 1969.
- Stoll, Christoph, *Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts*. München 1973.
- Straßner, Erich, *Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache*. Tübingen 1995.
- Thomasius, Christian, [...] *Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? [...]* Nach den Ausg. von 1687 u. 1701 hrsg. v. August Sauer. Stuttgart 1894.
- Ders., *Allerhand bißher publicirte Kleine Teutsche Schrifften [...]*. Halle 1701.
- Vierhaus, Rudolf (Hrsg.), *Deutsche patriotische und gemeinnützige Gesellschaften*. München 1980. (Wolfenbütteler Forschungen 8).
- Weise, Christian, *Von einer zweyfachen Poeten-Zunft [...]*. Leipzig 1683. In: *Christian Weise, Sämtliche Werke*. Hrsg. v. John D. Lindberg. Bd. 11: *Lustspiele II*. Berlin/New York 1976, 160—244.
- Ders., *Politische Nachricht von Sorgfältigen Briefen [...]*. Dresden/Leipzig 1693.
- Ders., *Curiöse Gedancken von Deutschen Brieffen [...]*. Leipzig/Dresden 1702.
- Wiedemann, Conrad, *Druiden, Barden, Witdoden. Zu einem Identifikationsmodell barocken Dichtertums*. In: *Bircher/van Ingen 1978*, 131—150.
- Wolff, Hans, *Der Purismus in der deutschen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts*. Straßburg 1888.
- Zesen, Philipp von, *Rosen=mänd*. Hamburg 1651. In: *Philipp von Zesen, Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung v. Ulrich Maché u. Volker Meid hrsg. v. Ferdinand van Ingen*. 11. Bd. Bearb. v. Ulrich Maché. Berlin/New York 1974.
- Ders., *Das Hochdeutsche Helikonische Rosentahl [...]*. 1669. In: *Philipp von Zesen, Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung v. Ulrich Maché u. Volker Meid hrsg. v. Ferdinand van Ingen*. 12. Bd. Bearb. v. Karl F. Otto. Berlin/New York, 1985.

21. Die gesellschaftlichen Interessen an der Sprachgeschichtsforschung im 19. und 20. Jahrhundert

1. Forschungsstand
2. Gegenstandsbestimmung
3. Historische Rahmenbedingungen
4. Versuchte Generalisierungen
5. Literatur (in Auswahl)

1. Forschungsstand

Die sprach- und literaturhistorisch arbeitende Universitätsgermanistik hat sich seit Beginn ihrer disziplinären Existenz um 1800 immer wieder um gesellschaftliche Legitimation und Anerkennung bemüht, indem sie ein vorgängiges, aus der Gesellschaft an die Forschung herangetragenes und von dieser beantwortetes Interesse an der Geschichte von Sprache und Literatur als historisch verbürgtem Ausweis nationaler Identität annahm. Auch wenn es wissenschaftsgeschichtlich noch nicht für alle Zeitabschnitte geklärt ist, ob das gesellschaftliche Interesse realistisch wahrgenommen oder eher — bewußt oder unbewußt — konstruiert war, so scheint eine nicht unerhebliche Diskrepanz zwischen den Vorstellungen der Germanisten vom Interesse der Gesellschaft an ihrer Forschung einerseits und der tatsächlichen Interessenlage andererseits offensichtlich.

Die Frage nach der gesellschaftlichen Außenperspektive auf die Ergebnisse germanistischer, hier insbesondere sprachgeschichtlicher Forschung ist mit Hilfe von Theorien und Verfahren der Sprach- und Sprachtheoriengeschichte allein nicht zu beantworten; sie bedarf eines disziplinenübergreifenden Ansatzes, in den die Methoden moderner Sozial- und Kulturgeschichte miteinbezogen sind. Auch die traditionelle (personen- und theoriengeschichtlich ausgerichtete) sowie die neuere (sozialwissenschaftlich erweiterte) Germanistikgeschichte antwortet auf die Frage nach der gesellschaftlichen Außenperspektive höchstens indirekt. Bei Äußerungen von Germanisten zum Gesellschaftsbezug ihrer Tätigkeit muß stets mit einer zugrundeliegenden Legitimationsabsicht gerechnet werden; sie dürfen nicht als Ausdruck des tatsächlichen Interesses der Gesellschaft bzw. irgendeines ihrer Subsysteme gewertet werden.

Gesicherte Antworten auf der Basis eines primär sozial- und kulturwissenschaftlichen Ansatzes liegen nicht vor. Voraussetzung dafür ist die Bestimmung des Gegenstands „gesellschaftliche Interessen“ durch Bestimmung derjenigen gesellschaftlichen Schichten und Gruppen, die im 19.

und 20. Jh. als Träger von Bildung als der integralen Verbindung von literarischen und historischen Erkenntnisinteressen sowie als Träger politischer Ideologien, innerhalb derer die Konzepte von Sprache und Nation aufeinanderbezogen werden, in Frage kommen. Die „Interessen“ dieser sozialen Gruppen sind in nicht-sprachlichen und sprachlichen Symbolsystemen repräsentiert. Zu den nicht-sprachlichen Symbolsystemen gehören z. B. Denkmäler, architektonische und bildnerische Formen; in ihnen drücken sich vor allem historische Konzepte aus, wie Sellin (1988, 245 ff.) am Beispiel der Bemühungen um die Vollendung des Kölner Doms zeigt. Sprachhistorische Konzepte lassen sich kaum anders als in sprachlichen Symbolsystemen, d. h. in Texten und Diskursen, letztere verstanden als übergeordnete, durch intertextuelle Bezüge gestiftete Kommunikationsbereiche, auffinden. Da unmittelbar mündliche Texte als Quellenmaterial sprachhistorischen Interesses entfallen, muß ein Korpus schriftlich überlieferter Texte aus der öffentlichen Kommunikation der in Frage kommenden gesellschaftlichen Gruppen gebildet und daraufhin untersucht werden, ob und in welchen Argumentationszusammenhängen die Geschichte der dt. Sprache thematisiert wird. Wegen der bereits genannten und in Abschnitt 2 weiter ausgeführten engen Verknüpfung der Konzepte von Sprache, Literatur und (nationaler) Geschichte in der Trägerschicht des dt. Bürgertums ist die Suche nach relevanten Äußerungen auf Thematisierungen von Literaturgeschichte und nationaler Geschichte auszudehnen. Folgende Fragestellungen umreißen die Hermeneutik einer Korpusanalyse: In welchen thematischen und argumentativen Zusammenhängen wird von der Geschichte des Deutschen, von der Vergangenheit oder den „Wurzeln“ der „eigenen“ oder „Mutter“-Sprache geredet? In welchen thematischen und argumentativen Zusammenhängen wird von exemplarischen sprachgeschichtlichen Epochen und Varietäten wie etwa dem Germanischen, dem Alt- und Mittelhochdeutschen oder der „Sprache Luthers“ geredet? In welchen thematischen und argumentativen Zusammenhängen wird von der Literatur älterer Sprachstufen, z. B. den germ. Sagen, dem Nibelungenlied, der Luther-Bibel, der Weimarer Klassik geredet? Was macht die immer wieder genannten Sprachstufen und bestimmte Einzeltexte statt anderer zu den gesellschaftlich bekannten, greifbaren und typischen Repräsentationsformen von Sprachgeschichte? Und: welcher Stellenwert

wird der Sprach- bzw. Literaturgeschichte in Äußerungen über nationale Identität und politische Positionen zugewiesen? Wie wird der Zusammenhang von Sprache und Nation beschrieben?

Systematische, quellenbasierte Untersuchungen, die diesen Fragestellungen folgen, liegen nicht vor. An dieser Stelle können daher nur der systematische Rahmen der Frage nach den gesellschaftlichen Interessen an der Sprachgeschichte im 19. und 20. Jh. abgesteckt und die Rahmenbedingungen möglicher Antworten zu jeder historischen Epoche skizziert werden. Dazu wurde im Sinne einer wesentlich verkürzten Methode versucht, in geschichtswissenschaftlichen und germanistikgeschichtlichen Darstellungen sowie in vereinzelt Quellen punktuelle Aufschlüsse über die Rolle von Sprache und Sprachgeschichte

in germanistikexternen Ideologien, Diskursen und Argumentationen zu erhalten, die als typisch und musterhaft für relevante soziale Gruppen in ihrer Zeit gelten können.

2. Gegenstandsbestimmung

In der 1. Hälfte des 19. Jhs. etablierte sich allmählich die Sprachgeschichtsforschung als Teil einer Universitätsdisziplin, die sich die dt. Literatur und die an sie gebundene Sprache zum Gegenstand setzte. Bis weit ins 20. Jh. hinein wurde dieser Gegenstand überwiegend in historischer Perspektive behandelt, wofür sich mindestens ebenso viele innerwissenschaftliche Gründe anführen lassen wie gesellschaftliche. Eine an der Gegenwartssprache interessierte Neugermanistik entstand erst in der 2. Hälfte des 19. Jhs. im Umfeld der Sprachpädagogik und wurde von der Universitätsgermanistik gerade wegen des Fehlens historisch-etymologischer Betrachtungsweise rigoros abgelehnt. Die auf Geschichte der dt. Literatur und Sprache konzentrierte Wissenschaftsdisziplin stellt nach Luhmanns sozialwissenschaftlichem Ansatz ein gesellschaftliches Subsystem dar, das sich mittels interner Kommunikation autonom steuert, indem es etwa Theorien und Methoden hervorbringt, das sich aber externen Einflüssen aus anderen gesellschaftlichen Subsystemen durchaus öffnet (vgl. Krohn/Küppers 1987, 22 f., Luhmann 1992, bes. 616–701, Rompeltien 1994, 42–76). Zu diesen extern auf die Germanistik bezogenen gesellschaftlichen Subsystemen, die selbstverständlich auch untereinander Überschneidungen aufweisen, gehören

- (a) der Staat, insofern er den größten Einfluß auf die institutionellen Bedingungen einer Disziplin hat,
- (b) das Militär,
- (c) das schulische Bildungssystem,

- (d) das außerschulische Bildungssystem (Einrichtungen der Volks- und Erwachsenenbildung, Konversationslexika und andere Speicher kollektiven Wissens; vgl. dazu Art. 25),
- (e) die beiden christlichen Konfessionen und die jüdische Konfession mit ihren Institutionen,
- (f) die sich vor allem in der Presse artikulierende Öffentlichkeit; hierunter sind auch Vereine wie der *Allgemeine Deutsche Sprachverein* oder die *Gesellschaft für deutsche Sprache* zu subsumieren.
- (g) Literatur und literarische Öffentlichkeit als hier wesentlicher Teil des Subsystems Kultur,
- (h) das System der übrigen Wissenschaften, sofern sie an Fragen der Sprachgeschichte im weitesten Sinne anknüpfen; darunter fielen im gesamten Zeitraum nicht nur die historisch und textbezogen arbeitenden Disziplinen, sondern seit Ende des 19. Jhs. auch Teilbereiche von Biologie und Medizin („Rassenkunde“).

Vom sprachhistorischen Interesse eines dieser Subsysteme kann dann gesprochen werden, wenn sprachgeschichtliche Forschungsergebnisse oder deren Vereinfachungen bzw. Verfälschungen funktionalisiert werden, um ein Ziel zu erreichen, das der Stabilität des betreffenden oder eines anderen Subsystems oder des Systems Gesamtgesellschaft dient. Für den gegebenen Zeitraum sind vier spezifische Ausrichtungen gesellschaftlichen Interesses an Sprachgeschichte auszumachen, von denen die ersten drei spätestens seit Beginn des 19. Jhs. präsent sind, die vierte erst nach 1945 in Erscheinung tritt:

- (1) das Interesse an Sprache als zentralem Element eines historisch konzipierten Nationalmythos (*nationalmythologische Ausrichtung*);
- (2) das Interesse an Sprache als Medium von Geschichte im Sinne nationalkultureller und nationalliterarischer Traditionen (*kulturnationale Ausrichtung*);
- (3) das Interesse an Etymologien zum Fixieren ursprünglicher und deshalb „wahrer“ Wortbedeutungen; seine Ziele reichen von der Stärkung einzelner Argumente in beliebigen (Alltags-)Diskussionen bis hin zur Fundamentierung komplexer philosophischer und weltanschaulicher Systeme (*etymologische Ausrichtung*);
- (4) das Interesse an Sprache als Gegenstand historisch verfahrenender Sprachkritik zum Zweck gesellschaftlicher Aufklärung (*sprachkritische Ausrichtung*).

3. Historische Rahmenbedingungen

3.1. Die Zeit bis ca. 1850

In seiner *nationalmythologischen Ausrichtung* stellte das sprachhistorische Interesse seit den vom deutschen Bürgertum getragenen Bestrebungen um die (Wieder-)Herstellung eines demokratischen, einheitlichen Nationalstaats die

hervorstechendste und in der Folge kontinuierlichste Ausrichtung sprachgeschichtlichen Interesses dar. In diesen Bestrebungen mischten sich Ideen der Aufklärung mit aus Tacitus entlehnten, feindbildgeprägten Antagonismen (Deutsche bzw. Germanen versus Romanen, Welsche bzw. Römer), die in und nach den napoleonischen Kriegen zugespitzt wurden.

Schon für das Spätmittelalter ist ein Argumentationsmuster belegt, nach dem politische Gruppen ihren Zusammenhalt durch Verweis auf eine gemeinsame Vergangenheit und materiell wie immateriell Ererbtes bekräftigen, in dem die Sprache ein herausragendes Element darstellt (Graus 1986, 38 f.). Die Tradition dieses Argumentationsmusters konnte sich vor allem in den europäischen Ländern durchsetzen, die später als andere ihre nationale Einheit verwirklichten (zum Vergleich Deutschlands mit Frankreich s. Graus 1986, 43 ff., mit Böhmen ebd. 41 ff., 49 f., mit der Schweiz ebd. 50 f.). Daß aber die Begründung politischer Einheit durch Rekurs auf historisch verbürgte kulturelle Gemeinsamkeiten nicht zwingend ist, zeigen viele andere Beispiele wie etwa die nordamerikanischen Staaten. Dieses Argumentationsmuster bildet die Voraussetzung sowohl für die *nationalmythologische* wie auch für die *kulturnationale Ausrichtung* sprachhistorischen Interesses.

Bei den aufgeklärt-demokratischen Patrioten wie bei den „Volkstümlern“ und „Germanomanen“ (zeitgenössische Bezeichnungen) des frühen 19. Jhs. wurde die dt. Sprache stets explizit als Teil des historischen Gedächtnisses und dessen aktuell ideologischer Rolle genannt. Sprache war, wie Literatur und meist nicht von ihr unterschieden, in Geschichte eingebettet und wurde nur im geschichtlichen Rahmen, nicht isoliert oder in anderen Bezügen wahrgenommen. Als typisch hierfür kann eine Äußerung Wilhelm von Humboldts in der Einleitung seiner „Denkschrift über die deutsche Verfassung an den Freiherrn vom Stein“ (1813) gelten:

„Auch lässt sich das Gefühl, dass Deutschland ein Ganzes ausmacht, aus keiner deutschen Brust vertilgen, und es beruht nicht bloss auf Gemeinsamkeit der Sitten, Sprache und Literatur [...], sondern auf der Erinnerung an gemeinsam genossene Rechte und Freiheiten, gemeinsam erkämpften Ruhm und bestandene Gefahren [...]“ (Humboldt 1982, 304).

Auf dem in gesellschaftlicher Perspektive kaum differenzierten Konnex von Sprache, Literatur und Geschichte beruhte auch das für bestimmte Denkstile charakteristische Konzept des Volksgeistes, das nicht nur bei Jacob Grimm mit dem Konzept des Sprachgeistes korrespondierte; mit *Geist* wird jeweils eine geschichtstreibende

Kraft bezeichnet, die über den Individuen und der Sprachgemeinschaft steht. Im Gegensatz zu solch einer ontologisierenden Auffassung geschichtlicher Kräfte vor allem bei den Romantikern schienen sich Vertreter aufgeklärter Sprachreflexion über den metaphorischen, modellhaften Charakter dieses Ausdrucks zur abstrahierenden Bezeichnung komplexer sozialer Prozesse im klaren zu sein (Haß-Zumkehr 1995, 212–219). Vom Konzept des Sprachgeistes nahm eine mindestens bis 1945 wirksame Tradition ihren Ausgang, in der normative Absichten durch die Feststellung, daß ein Sprachusus dem „Geist (oder: Wesen) der Sprache gemäß“ sei oder nicht, durchgesetzt werden sollten.

In den politischen Bemühungen des Bürgertums um einen einheitlichen demokratischen Staat stellte jede Art der historischen Untermauerung der Nationalstaatsidee, so auch die Vorstellung einer „immer schon“ gemeinsamen Sprache, ein willkommenes Argument dar. Dabei genügte die Tatsache einer gegenwärtig erfahrbaren, überregionalen Nationalsprache offenbar als nationalstaatliches Argument. Erst ihre Geschichtlichkeit eröffnete jene zusätzlichen, kulturellen Aspekte, die nach dem Scheitern der politischen Ziele des Vormärz eine kompensatorische und von der politischen Entwicklung unabhängige Funktion übernehmen konnten. Diese *kulturnationale Ausrichtung* sprachhistorischen Interesses hing eng mit der *nationalmythologischen Ausrichtung* zusammen. Wurde bei letzterer die Sprachgeschichte unmittelbar dem politischen Nationalismus dienstbar gemacht, so erreichte die *kulturnationale Ausrichtung* das Ziel nationaler Identitätskonstruktion auf dem Umweg über die für die Idee der *Kulturnation* konstitutive Literatursprache, die ausschließlich historisch gedacht wurde (Frühwald 1986). Reichmann (1978, 401) nennt die Literatursprache den „eigentlichen Kristallisationspunkt nationalsprachlicher Identifizierung“, in dem „Sprachvolk“, Geschichts- und Kulturnation integriert werden (ebd. 390 f.). Die historische Perspektive auf diese Literatur- bzw. Nationalsprache zeichnet sich durch Homogenisierung tatsächlicher (regionaler, sozialer etc.) Heterogenität nicht nur der je nach Zeitstufe synchronen Binnendifferenzierung des sprachlichen Diasystems (Reichmann 1978, 394 f.), sondern zusätzlich der vermeintlich historisch verbürgten ursprünglichen Einheit aus, die idealisiert wird. Damit verbürgt und sichert die auf (Hoch-)Literatur verengte Sprachgeschichtsvorstellung die vermeintliche Homogenität der Nationalsprache, die nur als homogene Größe als Analogon zur Einheit des Nationalstaats in Frage kommt. Ein

Beispiel für die Idealisierung des Deutschen als Literatursprache liefert die romantische Literaturtheorie, in der die Vorstellung von Wiederentdeckung und -belebung einer poetischen Ursprache, in der die Anfänge des sprachgeschichtlichen Prozesses mythologisiert werden, eine zentrale Rolle spielte.

In den Untersuchungen vor allem der 70er Jahre des 20. Jhs. zum Komplex Germanistik und Volkstumsideologie wird oft nicht klar unterschieden zwischen dem Angebot historisch-nationaler Identitätsabsicherung durch die sich gleichermaßen mit Sprache, Literatur, Recht und Brauchtum befassenden Germanisten und den außerhalb der Disziplin, in anderen gesellschaftlichen Subsystemen, artikulierten Interessen. In germanistikexterner Perspektive erscheint Sprachgeschichte eher als Vehikel einer Geschichtskonstruktion, die vor allem an der Existenz der sog. Germanen interessiert war, an ihrer Gleich- oder gar Höherrangigkeit gegenüber den rom. Völkern sowie an den tradierten Stereotypen ihres vermeintlichen Volkscharakters (von See 1970). Nicht die Sprachstufen des Mittel-, Althochdeutschen und Germanischen waren Gegenstand des gesellschaftlichen Interesses, sondern die zur Legenden-, Mythen- und Stereotypbildung geeigneten Inhalte der „Sprachdenkmäler“, d. h. der überlieferten Texte. Die erste innergermanistische Kontroverse drehte sich um popularisierende Übertragungen mhd. Literatur, bei der nur die Inhalte, kaum die Form des Originals erhalten blieben (Protagonisten waren Karl Lachmann und Franz Pfeiffer). Sie zeigt, daß das sprachgeschichtliche Interesse der Laien schon aus Verständlichkeitsgründen deutlich geringer als angenommen und anders fokussiert war als das der Fachleute (Krohn 1994, bes. 272).

Die *etymologische Ausrichtung* sprachgeschichtlichen Interesses war seit der Antike stets auf die Thematisierung gegenwärtiger Spracherscheinungen bezogen. Im nicht-wissenschaftlichen Interesse dient Etymologie primär der Erläuterung, Motivierung oder Legitimierung aktuellen Wortgebrauchs. Der Übergang von spekulativen zu gesicherten *Etymologien* vollzog sich in den Augen der gebildeten Öffentlichkeit wohl erstmals im *Deutschen Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm ab 1852. Die Voraussetzungen dafür waren durch die Entdeckung des indoeurop. Sprachzusammenhangs durch Bopp, Rask und J. Grimm zu Beginn des 19. Jhs. geschaffen worden. Das etymologische Erschließen sog. indogermanischer und germanischer Wortwurzeln unterstützte die in der Gesellschaft kursierenden Vorstellungen vom Volk der Germanen und stellte eine Verbindung mit der *natio-*

nalmythologischen Ausrichtung her. Der durchgängige Wunsch aller Volksetymologie nach Motivation des Wortgebrauchs ist bis heute ungebrochen, wie zahlreiche Nachschlagewerke belegen. Allerdings war das spekulative Etymologisieren und das scheinbar zum Selbstzweck gewordene „Wurzelgraben“ (Formulierung von Klopstock und J. H. Voß, s. Haß-Zumkehr 1995, 263) von Anfang des 19. Jhs. an Ziel spöttischer Kritik von Lehrern, Schriftstellern und Philosophen, die sich in Gegnerschaft zur nicht zuletzt politischen „Mittelaltersucht“ der Romantik der aufklärerisch-rationalen Tradition verpflichtet sahen und eine Überbetonung des sprachlich und gesellschaftlich Alten vor dem Neuen ablehnten.

3.2. Die Zeit von 1850 bis 1918

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen dieser Epoche sind die kulturellen Kompensationsformen der 1848 enttäuschten Hoffnungen auf einen demokratischen Nationalstaat, sowie der nach 1866 (sog. Sieg über Österreich), nach 1871 (Reichsgründung), nach 1888 (Thronbesteigung Wilhelms II.) und nach 1914 (Kriegsbeginn) jeweils gesteigerte aggressive politische Nationalismus. Daneben dürfen die partiell gegenläufigen und oppositionellen gesellschaftlichen Tendenzen, auch wenn sie zunehmend marginalisiert wurden, nicht übersehen werden, zu denen die Verfechter aufgeklärt-demokratischer Traditionen in einem Teil des Bürgertums wie auch die entstehende Arbeiter- und Sozialdemokratie-Bewegung gehörten. Epochenübergreifend war die enge Verbindung und wechselseitige Projektion von Sprache und Geschichte, vor allem im Bildungssystem. Bevor Geschichte in Volksschulen eigenständiges Schulfach wurde, diente der Deutschunterricht (ab Ende des 19. Jhs. „Deutschkunde“) zur Vermittlung „vaterländischer Größe“ (Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. IV, 206 f.).

Die besondere Funktion der doppelten Einbettung von Sprachgeschichte in Literaturgeschichte und von Literatur in nationale Kultur (*kulturnationale Ausrichtung*) bestand darin, daß sie die Forderung nationalstaatlicher Einheit über die Reichsgründung 1871 hinweg begründen half. Nachdem die politische Einheit hergestellt war, trat die literarisch-kulturelle Legitimation politisch gesehen in den Hintergrund. Aber vor allem im Subsystem des Bildungsbürgertums blieb das aus Nationalbewußtsein gespeiste Interesse an einer Nationalliteratur, deren Geschichte als mit dem Höhepunkt der Weimarer Klassik endend gedacht wurde, bestehen (vgl. Fohrmann 1994, bes. 594–604).

Zu den Ausprägungen kultureller National-symbolik des 19. Jhs. zählten neben personalen Denkmälern (z. B. für Gutenberg 1837, für Goethe und Schiller 1857, später für Bismarck und Wilhelm II.) auch Textsammlungen (wie Johann M. Firmenichs *Germaniens Völkerstimmen*, 1854) und, als sich langsam konkretisierende Idee, ein als Nationaldenkmal geeignetes Wörterbuch. Mehrere Verleger traten an diejenigen Persönlichkeiten heran, die prädestiniert für diese Aufgabe erschienen: Jacob und Wilhelm Grimm. War die kulturnationale Bedeutung eines großen dt. Wörterbuchs auch unumstritten, so herrschten doch recht heterogene und unklare Vorstellungen über die sprachreflexiven Akzente, die in und mit ihm gesetzt werden sollten: ein Akzent auf dem mhd. Wortschatz, ein Akzent auf der historisch-diachronen Darstellung des Wortschatzes der Gegenwartssprache oder ein ausschließlich auf die Sprache der Gegenwart gesetzter Akzent. Die Brüder Grimm hatten ein ihrem wissenschaftlichen Selbstverständnis entsprechendes, der historischen Schule verpflichtetes Wörterbuch geplant und begonnen und sich dabei öffentlich der nationalen Funktion des Unternehmens bedient, um eine breite Resonanz über die Disziplin hinaus zu erzielen. Die eigentliche Diskussion über das Profil des dt. *Nationalwörterbuchs* begann daher erst mit Erscheinen der ersten Lieferungen des DWB ab 1852. Die öffentliche Kritik richtete sich unter anderem gegen die zu ausführlichen und zum Teil spekulativen Etymologien, d. h. gegen den Kern der historischen Methode, und gegen Grimms Versuch, mittels des Wörterbuchs eine historisierende, an mhd. Schreibung orientierende Orthographie einzuführen. Das Muster interner Orientierung an wissenschaftlichen Standards und externer Betonung der nationalen Symbolik blieb bei den verschiedenen Herausgebern des DWB bis in Zeit des Nationalsozialismus hinein bestehen (Haß-Zumkehr 1995, 285—292; 521—528).

Die *kulturnationale Ausrichtung* sprachgeschichtlichen Interesses scheint in der wilhelminischen Epoche einen weiteren praktischen Ausdruck in der der konservativen Gesellschaftsmehrheit entsprechenden, in Opposition zu Naturalismus, Expressionismus und literarischer Moderne stehenden „Heimat“-Literatur gefunden zu haben. Ihr antiquierter, historisierender Sprachstil, ihr blindes Festhalten am romantischen Zeicheninventar, ihre höfisch-ständische, bäuerlich-vorindustrielle Maskierung (Schwerte 1964) sowie die leerformelhafte Nachahmung der Klassikersprache durch das Bildungsbürgertum lieferten die Anlässe für die von Hofmanns-

thal erstmals auf den Begriff gebrachte Sprachkrise der Jahrhundertwende.

Wesentlichen Einfluß auf die gesellschaftlich-öffentliche Verknüpfung der Konzepte von Geschichte, Literatur und Sprache übte der Sprachstil des überaus rededreudigen Kaisers Wilhelm II. aus. Er dichtete wie sein Freund Philipp von Eulenburg in der Art nordischer Heldensagen. Geschichte war in Wilhelms Reden typologisch die „Urgeschichte unserer Vorfäter im Norden“ (Johann 1966, 58 f.), und zwar ausschließlich im Sinne militärischer Geschichte. Dieser historisierende Militarismus war auf sprachgeschichtliche Untermauerung nicht mehr angewiesen. In der wilhelminischen Zeit gehörten die germ. Heldensagen, möglicherweise aber primär deren ideologisch brauchbare Elemente, musikalisch multipliziert durch Richard Wagners „Ring“-Dichtung, zum allgemeinen Bildungsgut des Bürgertums und konnten auch politisch instrumentalisiert werden, wie das berühmt gewordene Wort des Reichskanzlers Bülow von der dt. „Nibelungentreue“ gegenüber Österreich—Ungarn zeigt, das in einer aktuellen politischen Situation vielfach wiederaufgegriffen wurde (von See 1970, 70).

Mit der *nationalmythologischen* und der *kulturnationalen Ausrichtung* sprachgeschichtlichen Interesses kann die ideologische Figur des „Deutschen Geistes“ oder „Deutschen Wesens“ in Zusammenhang gebracht werden, die nach Sontheimer (1987, 36) in den Kriegsschriften der akademischen Schicht seit August 1914 am reinsten ausgeprägt ist. Die überlieferten Quellen der Sprach-, Rechts- und Religionsgeschichte verschwanden hier ebenso wie in den Reden Wilhelms II. hinter der militaristischen Umdeutung allein ihrer Inhalte, aus denen dann „deutscher Geist“ und „deutsches Wesen“ abgeleitet werden konnten. Kultur wurde zurückgeführt auf das derart umgedeutete Konzept des *Volksgeistes*, das immer wieder und in durchaus unterschiedlicher politischer Ausrichtung herangezogen wurde, um das Spezifische dt. Kultur und — als *Sprachgeist* — dt. Sprache als geschichtlich Hervorgebrachtes zu bestimmen. In wilhelminischer Zeit wurde der Geschichtsbegriff zunehmend dem Begriff des (unbeeinflußbaren) Schicksals angenähert; mit *Kultur* wurde nicht mehr das Produkt menschlicher Tätigkeiten bezeichnet, sondern ein sich „organisch“ vererbendes Wesensmerkmal. Nach dieser Logik zählte etwa die „seit der germanischen Urzeit von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Treue“ zu den „Grundpfeilern deutscher Kultur“ (Sontheimer 1987, 39). *Geist* verschleiert mehr noch als *Wesen*, daß es sich hierbei nicht um vernunftgeleitete Kon-

zeptbildung, sondern um ein assoziatives Konglomerat eklektischer Bilder und Ideen aus einem als Geschichte mißverstandenen Mythos handelt, dessen Elemente lediglich durch ihr Ziel der kulturellen und politischen Weltmission zusammenhängen.

3.3. Die Zeit von 1918 bis 1933

Die Gesellschaft der Weimarer Republik war politisch wie kulturell tief gespalten. Im politischen Bereich dominierten zunehmend die antirepublikanischen und extrem traditionalistischen Strömungen über die demokratischen und aufklärerisch—modernen Auffassungen. Der gesellschaftliche Militarismus der wilhelminischen Zeit fand Fortsetzung und Steigerung vor allem im Subsystem des Militärs selbst, das zur Kompensation des vermeintlichen „Dolchstoßes“ eine extrem traditionalistische Symbolik aufrechtzuerhalten trachtete. Die politische Linke grenzte sich wesentlich dadurch von der Rechten ab, daß sie deren Traditionalismus stigmatisierte. Fahnenwörter der Linken waren *Zukunft* und *vorwärts* in Gegenüberstellung zu den Stigmawörtern *rückständig*, *überlebt*, *morsch*. Geschichtsbewußtsein und Traditionen wurden hier nicht grundsätzlich abgelehnt, wohl aber die Tendenz, das „Rad der Zeit rückwärts drehen“ zu wollen. Aus der modernen Geschichtsvorstellung resultierte die relative Häufigkeit der Leitideen *Arbeit*, *Erziehung*, *Lernen* und *Bauen* (der neuen Republik) (Schirmer 1992, 199 ff.); mit ihr hätte sich allenfalls eine gegenwartsorientierte, auf die öffentliche und parlamentarische Rede bezogene Sprachreflexion verbinden lassen, aber kaum ein Interesse an Sprachideen und Sprachpraxis vor-demokratischer Gesellschaftsformen und Epochen. Ein Interesse an Sprachgeschichte hätte sich bei der Linken allenfalls dann einstellen können, wenn die Sprachgeschichtsforschung demokratische Traditionen in Literatur und Sprachverwendung vergangener Epochen herausgearbeitet hätte.

Politik und Kultur waren in Weimar—Deutschland kaum aufeinander bezogen; dennoch wiederholte sich im Bereich der Kultur ein ähnlicher Antagonismus: „Traditionelle Kunst-richtungen und die hergebrachte Formensprache blieben weiterhin einflußreich, und eine mächtige kulturpessimistische und zivilisationskritische Strömung setzte dem Vordringen der Moderne entschiedenen Widerstand entgegen“ (Kolb 1993, 92 f.).

Die Sprachkrise der Jahrhundertwende (vgl. v. Polenz 1983) korrespondiert auf der soziologischen Ebene mit der Krise des Bildungsbürgertums, das im ersten Drittel des 20. Jhs. an politi-

ischem Einfluß verlor und in Berufsgruppen zerfiel. Die Mehrheit der Gebildeten wandte sich zu mißverstandenen Traditionen zurück (Jarausch 1989, 181; 204). Die Krise des bildungsbürgerlichen Deutsch hatte in der Literatur und wohl auch in der Publizistik zum Bewußtsein gebracht, daß nicht einmal mehr der Rückgriff auf das hochsprachliche Ideal der erst einhundert Jahre zurückliegenden dt. Klassik möglich bzw. in irgendeiner Hinsicht gewinnbringend war. Die sprachlichen Formen gleich welcher Vergangenheit taugten nicht mehr für die Erfahrungs- und kommunikativen Inhalte einer Gegenwart, in der sich der Wandel zur Industriegesellschaft nach dem 1. Weltkrieg als unwiderruflich darstellte. Die diversen künstlerischen, besonders die literarischen Avantgardisten brachen nicht nur formal zu „neuen Ufern“ auf. Ihr Interesse an Sprache war eher vom Geschichtlichen abgewandt und ästhetisch wie sozial den „sprachlichen Rändern“ ihrer Gegenwart zugewandt (Naturalismus, Expressionismus, Dadaismus).

Gemäß den konservativen Leitideen der Gesellschaftsmehrheit wurden alle drei Ausrichtungen sprachgeschichtlichen Interesses transformiert: *Mythos* trat an die Stelle von *Ratio* oder *Intellekt*; *Volkheit*, *Volksseele* an die Stelle von *Volksgeist*; *Rasse* an die Stelle von *Volk*; *Volk* oder *Rasse* und *Reich* an die Stelle von *Staat*; *Gemeinschaft* an die Stelle von *Gesellschaft*; als neue Antagonismen: *germanisch* oder *nordisch* versus *semitisch*, *jüdisch*; neue Akzentuierung der Leitideen: *Leben* oder *organisches Sein*; *deutscher Geist*, *Wesen*; *Kriegserlebnis*; *Führertum* (Sontheimer 1994, 113—278). Die seit Ende des 19. Jhs. belegte, nun aber auf gesellschaftlich breiter Ebene durchgesetzte Übernahme der sprachwissenschaftlichen Termini *arisch*, *Arier* verweist nur scheinbar auf ein Interesse an Sprachgeschichte. Die politischen Rasselehren bedienten sich dieser Termini um des wissenschaftlichen Prestiges willen und griffen dabei nicht nur auf die vergleichende Sprachwissenschaft, sondern auch auf die Evolutionsbiologie („Sozialdarwinismus“) zurück (vgl. Römer 1985).

Im Rechtssystem führten die Leitideen weg vom Historismus des 19. Jhs. und hin zu einem metaphysisch refundierten Naturrecht. Für den Bereich der politischen Vorstellungen läßt sich die Reichsidee, die ideologisch von recht heterogenen und beliebig instrumentalisierten historischen Elementen assoziativ unterfüttert wurde, als eine den Rechtsvorstellungen parallele Ent-historisierung bezeichnen (Sontheimer 1994, 63—92). Im absichtlich unscharf gelassenen Konzept des Völkischen ging das Konzept des

Volksgeistes auf, mit dem im 19. Jh. noch eine geschichtstreibende Kraft bezeichnet worden war; die vollzogene Ersetzung von *Geschichte* durch *Schicksal* stellte ebenfalls einen der vielen Mythologisierungsschübe dar. Für die Sprachauffassung ist eine ähnliche Mythologisierung und Enthistorisierung anzunehmen: Trotz historischer Reminiszenzen an Germanentum und mittelalterliche Literatur schreitet die mythologisierende Transformierung der dt. Nationalsprache in eine völkische Ursprache, eine Quelle des Volkslebens, eine an Blut-, nicht Geistgemeinschaft gebundene Kraft (F. G. Jünger, zit. Sontheimer 1994, 249 f.), in einen der „großen seelischen Räume“ (zit. ebd. 228) fort. Als Faktor nationaler Identität wurde Sprache durch Abstammung (Blut) und Territorium (Boden) ersetzt, d. h. irrationalisiert. Die Leitidee des Völkischen absorbierte sowohl Geschichte als auch Sprache. Es fragt sich, ob eine derart enthistorisierte und irrationalistische Vorstellung von Sprache und Sprachgeschichte überhaupt noch etwas mit dem Gegenstand der Sprachgeschichtsforschung zu tun hat, insofern man letztere als im Prinzip unaufgebar rationale Tätigkeit identifiziert.

Die politische Instrumentalisierung germ. Mythen der wilhelminischen Epoche setzte sich ungebrochen fort, vor allem im Zusammenhang mit der sog. Dolchstoßlegende: „Die alte Armee [...] liegt am Boden, das Bild wiederholend, das uns die alte Heldensage von Siegfried und dem Hagen als ein immer wiederkehrendes Symbol der deutschen Geschichte vorahnend verkündet hat“ (Albrecht von Graefe am 29. 10. 1919 in der Nationalversammlung, zit. Thimme 1969, 76). Die Nennung Hagens, auch er Germane, mit der germanischen Waffe, dem Speer, ist hier eher untypisch; an seine Stelle mit Bezug auf die „Novemberverschreiber“ rückte — antisemitisch motiviert — „Judas“ mit dem heimtückischen, von hinten geführten „Dolch“. Schirmer (1992, 172—175) nennt dementsprechend als Charakteristika mythisierender Geschichtsdeutung: das Herstellen heterogener Analogien, die eklektische Kombination von im Original unzusammenhängenden Mythenelementen sowie die Verschränkung unterschiedlicher Mythen. Die vermeintliche historische Legitimierung des Nationalismus übergang zunehmend die sprachliche Verfaßtheit germ. Mythen. Nicht nur in den diversen gesellschaftlichen Subsystemen wurden die Stereotype des Germanentums in Umlauf gesetzt, auch in der historisch arbeitenden Germanistik selbst scheint die Sprache teilweise verschwunden und hinter die Inhalte der Texte und Mythen zurückgedrängt worden zu sein: Gustav Roethe etwa sprach in seinen „Deut-

schen Reden“ (1923) von den Deutschen als einem „adligen Volk“ und Wolfgang Stammler hielt 1931 eine Rede über das „Germanische Führerideal“ (von See 1978, 70 ff.). Die Transformation der kulturnationalen Ausrichtung sprachgeschichtlichen Interesses in der Zeit der Weimarer Republik folgte der Assoziationskette von „Kultur“ über „Religion“ zu „sittlichen Werten“ und von ihnen zur selbstverständlichen Anerkennung staatlicher Macht:

„Einheit des politischen und national-kulturellen Lebens [...] [ist] nicht zu denken [...], ohne daß die geistige Kultur des Volkes Stützen schafft für Ehrliche, Freiheitssinn und Stolz, — seelische Güter, die ihrerseits kein Leben haben ohne staatliche Hoheit und ohne ‚der Historie schwertgekrönte Macht‘“ (Rheinisch-Westfälische Zeitung 12. 11. 1923, zit. in Schirmer 1992, 216).

Die Leitidee des autoritären Machtstaats weist der Kulturnation nicht mehr eine vorgängig begründende, sondern eine nachträglich legitimierende Funktion zu.

Die antirationalistischen Tendenzen lieferten nicht nur für eine übersteigerte *nationalmythologische Interessenausrichtung* die gesellschaftlichen Voraussetzungen, sondern führten auch im Falle der *etymologischen Interessenausrichtung* zu Enthistorisierung und Mythologisierung. Wandruszka (1958) hat für die Philosophie, insbesondere für Heidegger gezeigt, wie der volksetymologische Wunsch nach Motivation zu einer verbalen Magie wurde, die die „Wahrheit“ der Sprache nur noch in den „archaischen Tiefen“ isolierter Wortgeschichten verortete (Wandruszka 1958, 858).

3.4. Die Zeit von 1933 bis 1945

Die irrationalistischen Umdeutungen gesellschaftlicher Leitideen und sprachgeschichtlicher Interessenausrichtungen, wie sie in der Weimarer Republik vorgenommen worden waren, blieben im Nationalsozialismus wirksam oder wurden weiter gesteigert. In der ihm gemäßen Sprachauffassung war Sprache dem Konzept der Rasse eindeutig untergeordnet; Rasse galt als die „tiefste Wurzel der Sprache“ und die diese hervorbringende Kraft (Kämper-Jensen 1993, bes. 162). Als wesentliche neue Rahmenbedingung kam hinzu, daß alternative und oppositionelle Gesellschaftstendenzen endgültig vernichtet oder in die Illegalität abgedrängt wurden. Im totalitären Staat wird die Differenzierung in gesellschaftliche Subsysteme weitgehend aufgehoben. Deren „Gleichschaltung“ sorgt dafür, daß die Divergenz zwischen öffent-

lichen und wissenschaftlichen Interessenausrichtungen zumindest in offiziellen Äußerungen verschwindet. Die Unterscheidung zwischen Außen- und Innenperspektive der germanistischen Sprachgeschichtsforschung entfällt daher weitestgehend. Dem entspricht die starke personale Verflechtung zwischen Wissenschaft, Sprachpflege, Verwaltung und Partei bzw. SS (Simon 1979). Germanisten wie Ernst Bertram oder Friedrich von der Leyen traten mit Arbeiten zur Germanenideologie aus der fachinternen Kommunikation heraus, um sich an der gesellschaftlichen Mythenbildung zu beteiligen (Conrady 1990, 62). Die Interessenlage scheint umgedreht: die Wissenschaftsdisziplin stellt sich in den Dienst staatlich-gesellschaftlicher Interessen und richtet ihr Forschungsprogramm nach ihnen aus (ebd. 39):

„In jeder unserer großen deutschen ‘Südfahrten’ beobachten wir zugleich eine solche Wendung zum Norden, gleichsam ein Sich-Besinnen, Sich-Erinnern an die nordische Ahnenherkunft in der Gesamtmischung. Und zugleich beobachten wir im notwendigen Zusammenhang damit auch eine Rückbesinnung auf den germanischen Charakter unsrer Sprache, die ja mehr als unser Blut germanisch bleiben durfte“ (Ernst Bertram 1934, zit. in ebd., 32).

Der nationalsozialistische Staat wünschte sich die Germanistik als „Bollwerk gegen den Geist der internationalen Moderne, gegen die europäische Aufklärung, gegen die Ideen von 1789“ (ebd. 73). Folglich beschwor (und wohl nicht: erforschte) die Wissenschaft das „Erbe der Väter“, den „Geist der Ahnen“ in dt. Dichtung (ebd. 70; 73). Dabei konnte die kulturpessimistische Sprachverfallsthese mit der nationalsozialistischen Parole von der „Größe“ des neuen Reichs kollidieren. So mußte sich F. von der Leyen 1936 rechtfertigen:

„[...] dass ich eine mir zur Last gelegte Äusserung über die angebliche Grösse und die tatsächliche Kleinheit unserer Zeit nicht getan habe, sondern in der Einleitung zu meinen Mittelhochdeutsch-Anfängerübungen im April 1935 nur die deutsche Sprache des Mittelalters und ihre hohe Kultur mit der oft sehr verwahrlosten Sprache verglichen habe, die sich im Zeitalter des Parlaments und der Presse, der öffentlichen Rede und der öffentlichen Schrift herausbildete“ (ebd. 58).

Für den puristisch überaktiven *Deutschen Sprachverein* ist ein ähnlicher Konflikt mit Staatsorganen bekannt (vgl. Simon 1979, 158 f.). Der Nationalsozialismus war zur propagandistischen Unterstützung der eigenen Ideologie und Machtausübung auf die spezifischen Leistungen

der Sprachgeschichtsforschung nicht angewiesen; sie ordnete sich in seiner Perspektive der weltanschaulichen Propaganda unter.

3.5. Die Zeit nach 1945

Mit dem Untergang des NS-Staats und der Teilung der Nation entfiel jede Grundlage für eine *national-mythologische Ausrichtung* sprachgeschichtlichen Interesses. Die *kulturnationale Ausrichtung* gewinnt hingegen eine neue Funktion und einen neuen Akzent in den Diskussionen um Zerfall oder Einheit der dt. Sprache angesichts der Existenz zweier dt. Staaten. Hellmann (1989) zeigt, wie diese Diskussionen je nach weltpolitischer Situation auf Seiten der DDR und der BRD instrumentalisiert und Forschungsergebnisse entsprechend interpretiert wurden. Um diese Funktion erfüllen zu können, mußte die kulturnationale Ausrichtung einen Sprachbegriff zugrunde legen, der geschichtlich war, ohne auf die politisch disqualifizierten Epochen zurückzugreifen. In der Bundesrepublik konzentrierte sich die Sprachinhaltsforschung Leo Weisgerbers, die die in der *Gesellschaft für deutsche Sprache* (gegründet 1947) vorherrschende Sprachauffassung bestimmte, auf „Geist“ und „Wesen“ der Sprache, d. h. auf bekannte, erneut umgedeutete Konzepte, in denen Sprache zwar als geschichtlich Gewordenes vorausgesetzt, nicht aber in ihrer konkreten Geschichtlichkeit betrachtet wird.

Sieht man davon ab, daß alte und gewohnte Vorstellungen politischer und kultureller Art grundsätzlich eine gewisse Zähigkeit besitzen und somit nach 1945 nicht plötzlich verschwunden sein konnten, so erforderten die neuen demokratischen Gesellschaftsstrukturen eine stärkere Zukunftsbezogenheit. Die Beschäftigung mit Geschichte nahm spätestens mit den Ausschwitzprozessen Anfang der 60er Jahre den Charakter der „Aufarbeitung der Vergangenheit“ an. Hierzu zählte in den Augen der gebildeten Öffentlichkeit auch die Aufarbeitung der Verführung durch sprachliche Propaganda, der man sich erliegen gesehen hatte. Die *sprachkritische Ausrichtung* sprachgeschichtlichen Interesses entstand exemplarisch in der breiten gesellschaftlichen Rezeption des „Wörterbuchs des Unmenschen“ von Sternberger, Storz und Süßkind (zuerst in Fortsetzungen 1945 bis 1948 in der Monatsschrift „Die Wandlung“ erschienen) und von Victor Klemperers „Lingua Tertii Imperii“ (1947). Ziel dieses Interesses an jüngst vergangener Sprachverwendung war die Entlarvung manipulativer Sprache als, wie angenommen wurde, wesentliches Element nationalsozialistischer Propaganda, und der präventive Schutz vor möglicher Wiederholung. Aus dem bis heute be-

stehenden Interesse an der Sprache des Nationalsozialismus entwickelte sich eine grundsätzlich gegenwartsbezogene gesellschaftliche Kritik an manipulativem Wortgebrauch vor allem politischer Interessengruppen (dokumentiert in Stötzel/Wengeler 1995). Bei der auch in sprachkritischen Zusammenhängen stets interessierenden *Etymologie* wird der Schwerpunkt von der Form auf Bedeutungsgeschichte unter Einbeziehung sozialer Bedingungen verlagert.

4. Versuchte Generalisierungen

In der *national-mythologischen Ausrichtung* stellen Erscheinungen, die die Sprachgeschichte repräsentieren, generell ein Vehikel dar für konservativ-romantisches Denken in der Politik, die überflüssig werden, sobald andere Symbole ihre Funktion übernehmen. Im ständigen assoziativen Bezug auf Ursprungsmythen verschmelzen Sprache, Literatur und Geschichte, literarische Inhalte und sprachliche Formen. Die irrationalistischen Motive des Interesses lassen es zweifelhaft erscheinen, ob sein Gegenstand mit dem der wissenschaftlichen Sprachgeschichtsforschung noch Gemeinsamkeiten aufweist.

Die *kulturnationale Ausrichtung* ist vielfältig und unterschiedlich motivierbar. Einerseits kann sie als Vorstufe oder in assoziative Nähe zur national-mythologischen Ausrichtung gebracht und insofern zur Verschleierung nationalistisch-fremdenfeindlicher Ziele benutzt werden. Andererseits kann sie heute auf einem gegenüber der Zeit vor 1945 bewußt erweiterten Begriff der deutschen Kultur beruhen, mit dem man das Interesse an bis dahin gerade ausgeschlossenen Bereichen dieser Kultur (z. B. die deutsche jüdische Literatur, Exilliteratur, Arbeiterliteratur, europäische Kulturanteile u. a.) einfordert und beantwortet. Beiden liegen je spezifische und gegensätzliche Begriffe von Nation zugrunde: Nation als „Abstammungs“-Gemeinschaft oder Nation als Vergesellschaftung von selbstentscheidenden Individuen. Die historische Dimension des ersteren tendiert zum Irrationalismus, die des letzteren liegt in der Dialektik von Tradition und Innovation und beruht damit auf Vernunft.

Die *etymologische Ausrichtung* ist stets an ein übergeordnetes Erkenntnis- oder Argumentationsziel gebunden, deren unbegrenzbare Vielfalt sich grob in zwei Denkstile untergliedern läßt: Erstens ein bis 1945 antirational-romantisierender, später esoterisch-meditativer Stil, der in vermeintlichen Wurzeln und Ursprüngen die „wahre“ Bedeutung der Wörter und damit existentiellen „Sinn“ (vermeintlich wieder-)gewinnen will, und zweitens ein kritisch-reflektieren-

der Stil, der Wortgeschichten als Kommunikationsgeschichten im Rahmen von Sozialgeschichte begreift, ein Stil, den nicht nur „Ursprünge“ und Herkunft, sondern Entwicklungen und deren Bedingungen interessieren. Hier berührt sich die etymologische Ausrichtung mit der *sprachkritischen Ausrichtung*. Man darf sich aber wohl nicht darüber täuschen, daß die rationalen Interessenausrichtungen vor allem in der Sprachgeschichtsforschung umgesetzt werden. Ob sich diesbezügliches gesellschaftliches Interesse entwickelt, hängt sehr von erfolgreicher Vermittlung (Popularisierung) durch die Wissenschaft selbst ab. Gelungene Beispiele sind zwei Bücher von Dietz Bering über die Geschichte des Schlag- und Schimpfworts „Die Intellektuellen“ (Bering 1978) und über die Rolle von Namen in den antisemitischen Aktivitäten der 20er und 30er Jahre des 20. Jhs. (Bering 1988), sowie einige neuere der sprachgeschichtlich ausgerichteten Wörterbücher (vgl. etwa den *Artikel Arier, arisch* im Deutschen Fremdwörterbuch).

Weder in der Sprachwissenschaft noch in der Öffentlichkeit ist bisher die mögliche Interessenausrichtung an der Geschichte des europäischen Sprachen- und Kulturzusammenhangs realisiert, die sich zu einer europäischen Identität in Beziehung setzen ließe und der nationalen Indienstnahme der deutschen Sprachgeschichte eine Alternative entgegenstellte (vgl. aber Munske/Kirkness 1996).

5. Literatur (in Auswahl)

Ahlzweig, Claus, Muttersprache — Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen 1994.

Bering, Dietz, Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes. Stuttgart 1978.

Ders., Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812—1933. Stuttgart 1988.

Conrady, Karl-Otto, Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung. Schernfeld 1990.

Deutsches Fremdwörterbuch, begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, weitergeführt und neubearbeitet im Institut für deutsche Sprache. Berlin. Bd. 4: 1978, Bd. 5: 1981, Bd. 6: 1983, Bd. 1: 1996.

Fohrmann, Jürgen, Geschichte der deutschen Literaturgeschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Kaiserreich. In: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp. Stuttgart 1994, 576—604.

Frühwald, Wolfgang, Die Idee kultureller Nationalbildung und die Entstehung der Literatursprache in Deutschland. In: Nationalismus in vorindustrieller Zeit. Hrsg. v. Otto Dann. München 1986, 129—141. (Studien zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts 14).

- Graus, Frantisek, Nationale Deutungsmuster der Vergangenheit in spätmittelalterlichen Chroniken. In: Nationalismus in vorindustrieller Zeit. Hrsg. v. Otto Dann. München 1986, 35—53. (Studien zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts 14).
- Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. III (1800—1870) hrsg. v. Karl-Ernst Jeismann/Peter Lundgreen. München 1987. Bd. IV (1870—1918) hrsg. v. Christa Berg. München 1991. Bd. V (1918—1945) hrsg. v. Dieter Langewiesche/Heinz-Elmar Tenorth. München 1989.
- Haß-Zumkehr, Ulrike, Daniel Sanders. Aufgeklärte Germanistik im 19. Jahrhundert. Berlin [etc.] 1995. (SLG 35).
- Hellmann, Manfred W., Die doppelte Wende — Zur Verbindung von Sprache, Sprachwissenschaft und zeitgebundener politischer Bewertung am Beispiel deutsch-deutscher Sprachdifferenzierung. In: Politische Semantik. Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Hrsg. v. Josef Klein. Opladen 1989, 297—326.
- Humboldt, Wilhelm von, Schriften zur Politik und zum Bildungswesen (= Bd. IV der Werke in fünf Bänden. Hrsg. v. Andreas Flitner/Klaus Giel). 3. Aufl. Stuttgart 1982.
- Jarusch, Konrad, Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV. Hrsg. v. Jürgen Kocka. Stuttgart 1989, 180—205. (Industrielle Welt 48).
- Johann, Ernst (Hrsg.), Reden des Kaisers. Ansprachen, Predigten und Trinksprüche Wilhelms II. München 1966.
- Kämper-Jensen, Heidrun, Spracharbeit im Dienst des NS-Staats. In: ZGL 21, 1993, 150—183.
- Klemperer, Victor, LTI. Notizbuch eines Philologen. Frankfurt/M. 1985 [nach der 3. Aufl. Halle/Saale 1957].
- Kolb, Eberhard, Die Weimarer Republik. 3. überarbeitete und erw. Aufl. München 1993. (Oldenbourg Grundriß der Geschichte 16).
- Krohn, Rüdiger, „... daß Allen Alles verständlich sey ...“. Die Altgermanistik des 19. Jahrhunderts und ihre Wege in die Öffentlichkeit. In: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp. Stuttgart 1994, 264—333.
- Krohn, Wolfgang/Günter Küppers, Die Selbstorganisation der Wissenschaft. Bielefeld 1987. (Wissenschaftsforschung Report 33).
- Luhmann, Niklas, Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M. 1992. (STW 1001).
- Munske, Horst Haider/Alan Kirkness (Hrsg.), Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen. Tübingen 1996. (RGL 169).
- Neumann, Werner, Über das Verhältnis von Sprachtheorie und Sprachsituation in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts. In: BES 8, 1988, 5—33.
- Polenz, Peter von, Die Sprachkrise der Jahrhundertwende und das bürgerliche Bildungsdeutsch. In: SLWU 52, 1983, 3—13.
- Reichmann, Oskar, Deutsche Nationalsprache. Eine kritische Darstellung. In: GL 2—5, 1978, 389—423.
- Römer, Ruth, Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland. München 1985.
- Rompeltien, Bärbel, Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin. Opladen 1994.
- Schirmer, Dietmar, Mythos — Heilshoffnung — Modernität. Politisch-kulturelle Deutungscode in der Weimarer Republik. Opladen 1992. (Studien zur Sozialwissenschaft 114).
- Schwerte, Hans, Deutsche Literatur im wilhelminischen Zeitalter. In: WW 14, 1964, 254—270.
- See, Klaus von, Deutsche Germanen-Ideologie. Frankfurt/M. 1970.
- Sellin, Volker, Nationalbewußtsein und Partikularismus in Deutschland im 19. Jh. In: Kultur und Gedächtnis. Hrsg. v. Jan Assmann/Tonio Hölscher. Frankfurt/M. 1988, 241—264. (STW 724).
- Simon, Gerd, Materialien über den „Widerstand“ in der deutschen Sprachwissenschaft des Dritten Reiches: Der Fall Georg Schmidt-Rohr. In: Ders. (Hrsg.), Sprachwissenschaft und politisches Engagement. Weinheim 1979, 153—206. (Pragmalinguistik 18).
- Sontheimer, Kurt, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933. 4. Aufl. München 1994.
- Ders., Der „Deutsche Geist“ als Ideologie. Ein Beitrag zur Theorie vom deutschen Sonderbewußtsein. In: Demokratie und Diktatur. Geist und Gestalt politischer Herrschaft in Deutschland. Festschrift für Karl Dietrich Bracher. Hrsg. v. Manfred Funke [et al.]. Düsseldorf 1987, 35—45.
- Sternberger, Dolf/Gerhard Storz/Wilhelm E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Frankfurt/M. 1986 (nach der erw. Ausg. 1967, 3. Aufl. 1968) mit einem Anhang „Zeugnisse des Streites über die Sprachkritik“. (Ullstein Buch Nr. 34335).
- Stötzel, Georg/Martin Wengeler (Hrsg.), Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin [etc.] 1995. (Sprache, Politik, Öffentlichkeit 4).
- Thimme, Anneliese, Flucht in den Mythos. Die Deutschnationale Volkspartei und die Niederlage von 1918. Göttingen 1969.
- Wandruszka, Mario, Etymologie und Philosophie. In: Etymologica. Festschrift für Walther von Wartburg. Tübingen 1958, 857—871.
- Wehler, Hans-Ulrich, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. II (1815—1845/49). München 2. Aufl. 1989. Bd. III (1849—1914). München 1995.

Ulrike Haß-Zumkehr, Heidelberg und Mannheim